



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

UC-NRLF



B 3 976 949

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

W. 1415

V e r g i ß m e i n n i c h t .

100-441107-10792

Vergißmeinnicht.

Eine
Sammlung Erzählungen
nach
dem Englischen.

Aus dem
FORGET ME NOT
für 1829 u. a.

Frei übersezt
von
Gustav Sellen.

Drittes Sträußchen.

Mit 1 lithographirten Bilde.

Leipzig, 1829.

Magazin für Industrie und Literatur.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Vormort des Übersetzers.

Durch den Beifall ermuthigt, welchen die beiden ersten Sträußchen dieser Sammlung Erzählungen gefunden haben, übergebe ich hier den gütigen Lesern abermals ein Bändchen, und hoffe, es wird den frühern in keiner Hinsicht nachstehen.

Anfangs war es der Plan, besonders das Ackermannsche *Forget me not* zu benutzen, allein während ich schon an der Übertragung arbeitete, erhielt ich die Nachricht, daß auch ein anderer Übersetzer damit beschäftigt sei. Um nun den Lesern möglichst noch ungedruckte Erzählungen zu bieten, oder doch wenigstens solche, die früher nur in Zeitschriften gestanden, schöpfte ich zum größten Theile aus andern Quellen, und nahm nur eine Erzählung aus dem *Forget me not* in meine Sammlung auf. Aus diesem

Grunde fehlt auch hier die Erzählung „Giuseppe Guercino,“ welche als Probe des Vergißmeinnichts, und um auf dessen Erscheinen im Voraus aufmerksam zu machen, in der, in eben diesem Verlage erscheinenden Zeitschrift „Hebe“ abgedruckt war.

Leipzig, im Januar 1829.

Der Übersetzer.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Das Tapetenzimmer. Von Walter Scott	1
Die Minen von Idria. Vom Verfasser von „May you like it!“	23
Kalfandoni's Tochter. Eine neugriechische Erzählung .	63
Die Covenanter. Eine schottische Sage	91
Kindlicher Ungehorsam	123
Der Zauberspiegel. Von Walter Scott	141
Sir Guy Eveling. Nach einem alten Manuscripte von Horaz Smith	191

Das
T a p e t e n z i m m e r.
Von
W a l t e r S c o t t.

Gegen Ende des amerikanischen Krieges lehrten mehrere Offiziere von der Armee des Generals Kornwallis, und andere, die während dieses eben so unklugen als unglücklichen Kampfes gefangen genommen worden waren, in ihr Heimathland zurück, ihre Abenteuer zu erzählen, und nach den überstandenen Mühseligkeiten der Ruhe zu pflegen. Unter diesen war auch der General Braun, ein sehr verdienstvoller Offizier, und von edler Herkunft.

Als er durch die westlichen Provinzen kam, fand er sich eines Morgens in der Nähe einer kleinen Landstadt, welche ein ungemein reizendes Schauspiel bot, das ganz den eigenthümlichen Charakter Englands trug.

Die kleine Stadt mit ihrer stattlichen alten Kirche, deren Thurm von längstverflossenen Zeiten Zeugniß geben konnte, lag in der Mitte üppiger Kornfelder, die durch freundliche grüne Hecken in kleine Theile getheilt wurden. Wenig Zeichen von Neuerungen waren sichtbar. Die Umgebungen verriethen weder

den Verfall der Einsamkeit, noch den regen Fleiß neuerer Betriebsamkeit; die Häuser waren alt, aber gut erhalten, und zur Linken der Stadt floß ein reizender kleiner Strom, durch keinen Damm gehemmt.

Auf einer sanften Anhöhe, beinahe eine Meile südlich von der Stadt, sah man hinter herrlichen Gruppen ehrwürdiger Eichen die Thürme eines Schlosses, das so alt war, als die Kriege der Häuser York und Lancaster, während der Regierung Elisabeths und deren Nachfolger aber bedeutende Veränderungen erfahren zu haben schien. Es war nie ein sehr wichtiger Platz gewesen, aber man mußte vermuthen, daß man die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, die man früher innerhalb der Mauern desselben gefunden, noch jetzt dort genießen könne; wenigstens zog General Braun diesen Schluß aus dem dicken Rauche, welcher sich von mehreren der altdäterischen Essen in die Luft erhob. Die Mauer des Parks zog sich einige hundert Schritt an der großen Landstraße hin, und das Gehölz schien, nach Allem was man davon sehen konnte, wohlgepflegt zu sein. Bald öffnete sich eine Aussicht auf die ganze Hauptfront des alterthümlichen Schlosses, bald auf einen einzelnen Thurm desselben; die erstere zeigte von der reichen Bizarretie der architektonischen Schule zu Elisabeths Zeiten, während die einfache, kräftige Bauart anderer Theile des Gebäudes verrath, daß sie mehr zur Vertheidigung, als zur Bequemlichkeit und Bierde aufgeführt waren.

Entzückt durch diese einzelnen Ansichten, welche ihm das Gehölz vergönnte, mit denen die alte Lehnsefeste umgeben war; beschloß unser militärischer Reis-

sender, zu fragen, ob es nicht der Mühe lohne; das Schloß in näheren Augenschein zu nehmen, und ob es nicht vielleicht eine Gallerie von Familiengemälden, oder eine andere Sehenswürdigkeit der Art enthalte; denn davon war der General ein großer Freund. — Bald darauf wich die Straße von dem Parke ab, und er gelangte auf einem heitern, gutgepflasterten Wege vor die Thür eines starkbesuchten Gasthauses.

Ehe Braun die Pferde zur Fortsetzung seiner Reise bestellte, fragte er nach dem Eigenthümer des Schlosses, das seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt hatte. Er war eben so sehr überrascht wie erfreut, als man ihm sagte, daß der Besitzer Lord Woodville heiße. — Wie glücklich mußte sich das treffen. In der Schule und auf der Universität war ein junger Woodville sein bester Freund, und bei weiterer Erkundigung ergab es sich, daß eben dieser Jugendfreund der Besitzer des Schlosses sei. Wenige Monate früher war er durch den Tod seines Vaters zur Värswürde gelangt, und jetzt, nach beendigter Trauerzeit, nahm er Besitz von dem ererbten väterlichen Vermögen; zu diesem Zwecke befand er sich selbst auf dem Schlosse, von mehreren Freunden begleitet, welche die Freuden der Jagd in einer Gegend genießen wollten, die als vorzüglich wildreich berühmt war.

Das waren erfreuliche Neuigkeiten für unsern Reisenden. Franz Woodville war Richard Brauns Busenfreund gewesen; gemeinschaftlich hatten sie alle ihre Freuden und Vergnügungen genossen, und das Herz des tapfern Kriegers ward wärmer bei der

Nachricht, daß der geliebte Freund seiner Jugend zu solcher Würde gelangt sei, und dabei ein Vermögen besitze, welches, nach des Wirthes Versicherung, vollkommen hinreiche, den Glanz dieser Würde aufrecht zu erhalten. Nichts war natürlicher, als daß der General die Fortsetzung einer Reise, die weiter keine Eile heischte, aufzugeben, und seinen alten Freund zu besuchen beschloß.

Die neuen Pferde hatten daher des Generals Reisewagen nur die kurze Strecke bis nach Woodville-Castle zu ziehen. Ein Pförtner ließ ihn in ein neuerbautes gothisches Thor ein, und zog zugleich die Schelle, dadurch die Ankunft eines Gastes zu melden. Augenscheinlich hatte der Ton der Glocke die Gesellschaft, welche sich bei den verschiedenen Vergnügungen des Morgens zerstreut gehabt, versammelt, denn als der General auf den Schloßhof fuhr, sah er mehrere junge Männer in Jagdkleidern, welche zum größten Theile damit beschäftigt waren, die gekoppelten Hunde zu besehen und zu prüfen. Als General Braun aus dem Wagen sprang, kam der junge Lord ihm entgegen, ihn zu begrüßen, und blickte einen Augenblick in das Gesicht seines Freundes, wie in das eines Fremden; denn der Krieg mit seinen Mühseligkeiten und Wunden hatte die Züge des Generals bedeutend verändert; aber die Ungewißheit währte nur so lange, bis der Gast gesprochen hatte; die herzlichste Begrüßung, die nun folgte, kann nur zwischen zwei Freunden Statt finden, welche die glücklichen Tage harmloser Jugendzeit mit einander verlebten.

„Hätte ich einen Wunsch hegen können, mein theurer Braun,“ sagte Lord Woodville, „so hätte ich mir keines Andern Gegenwart erbeten, bei einer Gelegenheit, welche meine Freunde gütig genug sind, als ein Fest zu betrachten. Glaube nicht, daß ich dich während der Zeit, die du fern von uns zubrachten, ganz aus den Augen verloren habe. Ich bin dir durch deine Gefahren, deine Siege, dein Mißgeschick gefolgt, und freute mich innig, wenn ich sah, daß im Siege wie bei der Niederlage der Name meines alten Freundes ehrend erwähnt wurde.“

Der General entgegnete einige passende Worte, und wünschte dann seinem Freunde Glück zu Erlangung einer so hohen Würde, und zum Besitz so bedeutender, herrlich gelegener Güter.

„Davon hast du bis jetzt noch nichts gesehen;“ erwiderte Lord Woodville, „und ich hoffe, du wirst uns nicht verlassen wollen, bis du besser damit bekannt geworden bist. Zwar bietet das Innere meines Schlosses nicht so viel Bequemlichkeit, als man nach der Ausdehnung des Gebäudes schließen sollte, aber dennoch kann ich dir ein bequemes Zimmer von altväterischem Aussehen versprechen, und ich wollte wetten, deine Kampagnen haben dich gelehrt, mit schlechteren Quartieren zufrieden zu sein.“

Der General lachte, indem er erwiderte: „Ich glaube, daß das schlechteste Gemach in deinem Schlosse besser ist, als das alte Tabacksfäß, in welchem ich mit Vergnügen meine Wohnung aufschlug, als ich in Virginien mit den leichten Truppen auf Vorposten stand. Da lag ich, wie Diogenes, und war so zu-

frieden mit meinem Palaste, daß ich ihn gern mit mir genommen, hätte mein damaliger Kommandeur nicht einen solchen Luxusartikel für überflüssig erklärt; so nahm ich denn mit thranenden Augen von meinem lieben Tabackssaffe Abschied."

"Nun, da du also deine Quartire nicht fürchtest," erwiderte Lord Woodville, "wirfst du doch wohl wenigstens eine Woche bei mir bleiben; Flinten, Hunde, Rehe, und Alles was zur Jagd auf dem Lande und im Wasser gehört, haben wir hier im Überfluß. Du kannst keine Vergnügung vorschlagen, ohne daß wir die Mittel fänden, sie zu erreichen. Ziehst du die Flinte und den Hühnerhund vor, so will ich dich selbst begleiten, und sehen, ob du unter den Indiern deine Fertigkeit im Schießen ganz verlernt hast."

Freudig nahm der General alle Vorschläge seines Wirthes an. Nachdem der Morgen unter mannigfachen Zerstreuungen hingebracht worden, versammelte sich die ganze Gesellschaft bei'm Mittagessen, wobei der Lord es sich angelegen sein ließ, seinem alten Freunde auf vielfache Weise seine Achtung zu bezeigen, um ihm so in der Meinung seiner andern Gäste, unter denen viele von den vornehmsten Ständen waren, einen hohen Platz anzuweisen. Er veranlaßte den General, von seinen erlebten Abenteuern zu sprechen, und da jedes Wort eben so sehr den braven Offizier, wie den Mann von Gefühl verrieth, der bei den größten Gefahren sein ruhiges Urtheil bewahrte, so blickte die Gesellschaft bald mit allgemeiner Achtung auf den Krieger, als auf einen Mann, der bewiesen, daß er einen ungewöhnlich hohen Grad

persönlichen Muthes besitze; eine Eigenschaft, die sich jeder Mann vorzugsweise vor allen anderen wünscht.

Der Tag endete in Woodville-Castle, wie es an dergleichen Orten gebräuchlich ist. Die Gastfreundschaft hielt sich in den Gränzen der Ordnung; Musik, die der junge Lord leidenschaftlich liebte, folgte auf das Herumkreisen der Flasche; Karten und Billards waren für die in Bereitschaft, die diese Vergnügungen vorzogen. Aber die Anstrengungen des Morgens verlangten, daß man sich bei Zeiten zur Ruhe verfüge, und um elf Uhr begannen die Gäste, nach ihren verschiedenen Schlafzimmern aufzubrechen.

Der junge Lord selbst geleitete den General zu dem Zimmer, das für ihn bestimmt war, und vollkommen der davon gemachten Beschreibung entsprach, indem es bequem, aber altväterisch war. Das Bettgestell war von der schwerfälligen Art, wie man sie zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatte; die Vorhänge von verblichener Seide waren mit schweren goldenen Franzen besetzt. Aber die Kissen hatten für den Soldaten ein reizendes Ansehen, als er seines Tabacksfuß-Palastes gedachte. Die seidnen Tapeten, mit denen die Wände behangen waren, sahen fester aus, und wurden von dem kühlen Herbstwinde, der sich durch das vergitterte Fenster einen Eingang bildete, sanft hin und her bewegt. Der Ankleidetisch war nach dem Gebrauche, der zu dem Anfange des Jahrhunderts herrschte; über dem Spiegel mit einem großen Turban von dunkelbrauner Seide versehen, und die verschiedenen Kästchen und Büschchen, welche wenigstens seit fünfzig Jahren nicht im Gebrauch ge-

wesen waren, sahen alterthümlich, und folglich trübe und finstern aus. Nichts konnte aber heller sein, als der Glanz der beiden mächtigen Wachskerzen, die auf dem Tische brannten, so wie das Reissigfeuer im Kamine, das der finstern Stube zugleich Licht und eine behagliche Wärme verlieh. Das Zimmer entbehrte übrigens, seiner Altväterlichkeit ungeachtet, keiner jener Bequemlichkeiten, welche die Sitten neuerer Zeit nothwendig gemacht hatten.

„Dies ist ein altmodisches Schlafgemach, General,“ sagte der junge Lord, „aber ich hoffe, du wirst hier nichts finden, was dich nach deinem alten Tabacksfaß zurückverlangen machte.“

„Ich bin nicht sehr eigen in der Wahl meiner Wohnung,“ erwiderte der General, „sollte ich aber wählen, würde ich dies Zimmer vielen der neumodischen in deinem Schlosse vorziehen. Glaube mir, daß ich mich hier, in Betracht dessen, daß ich deiner Gastfreundschaft dies Gemach verdanke, sehr viel wohler fühlen werde, als in einem der prachsvollsten Hotels von London.“

„Ich hoffe — ich zweifle nicht,“ erwiderte der junge Lord, „daß du dich hier eben so behaglich fühlen wirst, als ich es dir wünsche, lieber General.“ Dann bot er seinem Gaste noch einmal gute Nacht, schüttelte ihm herzlich die Hand, und ging.

Der General blickte nochmals rings im Zimmer umher, wünschte sich innerlich Glück über die Rückkehr zum friedlichen Leben, dessen Bequemlichkeiten durch die Erinnerung an die überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten noch einen höhern Werth gewannen,

entschiedete sich, und eilte mit der erfreulichen Aussicht auf eine erquickende Nacht in das köstliche Gardinenbett.

Früh am andern Morgen versammelte sich die Gesellschaft zum Frühstück. Der General Braun fehlte, und doch schien gerade er unter allen Gästen der zu sein, den Lord Woodville am meisten zu ehren wünschte. Mehr als ein Mal bezeigte er sein Staunen über des Generals Ausbleiben, und schickte endlich einen Diener ab, nach ihm zu fragen. Dieser brachte die Nachricht, der General sei, trotz des feuchten, unfreundlichen Wetters schon früh am Morgen ausgegangen.

„Die Gewohnheit des Kriegers“ sagte der junge Lord zu seinen Freunden. „Viele dieser Herren verlieren es, zu schlafen, wenn die Stunde, welche sie gewöhnlich zur Ausübung ihrer Pflicht ruft, vorüber ist.“

Was Lord Woodville hier sprach, schien indessen kaum bei ihm selbst Glauben zu finden, und in schweigender, gespannter Erwartung harrete er auf des Generals Erscheinen. Endlich kam er, beinahe eine Stunde nachdem die Schloßglocke zum Frühstück gerufen hatte. Er schien ermüdet und fieberisch aufgereggt. Sein Haar, das man in jener Zeit gepudert und zierlich geordnet zu tragen pflegte, hing nachlässig und ohne Puderschmuck um seinen Kopf her. Seine Kleider hatte er gleichfalls mit sichtlicher Nachlässigkeit übergeworfen; um so auffallender war dies bei einem Manne, dessen wirkliche oder eingebildete Pflicht es heißt, auf den Anzug eine ganz

besondere Aufmerksamkeit zu verwenden; seine Blüthe waren dabei auffallend verstorbt und verwildert.

„Du bist schon so früh ausgegangen, lieber General?“ rief Lord Woodville ihm zu. „Solltest du die Nacht nicht so gut zugebracht haben, als ich es wünschte, und du es erwartetest? — Wie hast du geschlafen?“

„O, außerordentlich; ganz vortrefflich; besser als je in meinem Leben!“ erwiderte General Braun schnell, und doch mit dem Ausdruck einer Verlegenheit, welche seinem Freunde nicht entging. — Der General stürzte hierauf hastig eine Tasse Thee hinunter, lehnte Alles ab, was ihm noch ferner angeboten wurde, und schien dann in tiefes Nachdenken zu versinken.

„Wirst du heut auf die Jagd gehen, lieber Braun?“ fragte ihn Lord Woodville, aber er mußte die Frage zwei Mal wiederholen, ehe er die hastig hervorgestoßene Antwort erhielt: „Nein, Mylord! Es thut mir leid, daß ich nicht noch einen Tag hier bleiben kann; meine Postpferde sind bestellt, und werden sogleich hier sein.“

Alle Anwesende bezeugten laut ihre Überraschung bei dieser Nachricht, und Lord Woodville erwiderte rasch: „Postpferde; mein Freund? — Was kannst du mit denen wollen, da du mir versprachst, wenigstens eine Woche bei mir zu verweilen?“

„Ich glaube wohl,“ sagte der General mit sichtlicher Verlegenheit, „daß ich in der ersten Freude, dich so unvermuthet wieder zu finden, versprochen habe, wenige Tage bei dir zuzubringen, allein seit

der Zeit habe ich es für durchaus unmöglich erkannt, mein Versprechen zu erfüllen."

"Das ist ganz außerordentlich," erwiderte der Lord. "Gestern schienst du doch kein dringendes Geschäft zu haben, und seit der Zeit kannst du es unmöglich erhalten haben; denn die Post ist seit gestern nicht angekommen, und du kannst also keinen Brief bekommen haben."

Ohne eine weitere Erklärung zu geben murmelte der General etwas von dringendem Geschäft, von der Nothwendigkeit, sogleich abzureisen, und das auf eine Art, welche jeden Widerspruch zum Schweigen brachte. Sein Freund sah, daß sein Entschluß gefaßt sei, und sparte sich daher jedes weitere Zureden.

"Erlaub mir aber wenigstens, mein theurer Braun," sagte er nach einer Pause, "daß ich dir, ehe du scheidest, die herrliche Aussicht von der Terrasse zeige."

Bei diesen Worten öffnete er eine Glashür, und stieg mit seinem Freunde zu der besprochenen Terrasse herab. Der General folgte ihm zwar, schien aber wenig auf das zu achten, was sein Wirth sagte, als er ihm, auf eine reiche, weit ausgebreitete Gegend zeigend, mehrere Punkte nannte, die der Aufmerksamkeit werth wären. So schritten sie mit einander fort, bis Lord Woodville seine Absicht erreicht, und sich mit seinem Freunde ganz von der übrigen Gesellschaft getrennt sah; dann wendete er sich plötzlich zu ihm um, und sagte mit feierlichem Ernst:

"Richard Braun, mein alter, theurer Freund, wir sind jetzt allein. Laß dich beschwören bei dem

Worte eines Freundes und der Ehre des Soldaten, mir offen zu antworten. — Wie brachtest du die vergangene Nacht zu?"

„Ganz verwünscht, wahrhaftig!“ entgegnete der General, in eben so feierlichem Tone, „so elend, daß ich nicht eine zweite Nacht wie diese zubringen möchte, nicht für den Besiz aller zu diesem Schlosse gehörigen Güter.“

„Das ist doch merkwürdig,“ sagte der Lord, wie mit sich selbst sprechend; „dann muß doch etwas an den Gerüchten sein, die sich mit jenem Zimmer verbinden.“ Wieder wandte er sich hierauf zu dem General, und sagte: „Bei Gott beschwöre ich dich, mein theurer Freund, sei aufrichtig gegen mich, und laß mich Alles wissen, was dir unter dem Dache zugefallen ist, wo dir mit dem Willen des Eigenthümers nur Gutes und Liebes begegnen sollte.“

Der General schien unzufrieden mit dieser Aufforderung, und erst nach einer Pause antwortete er: „Lieber Freund, was mir diese Nacht begegnete, ist so wunderbarer und unerfreulicher Art, daß ich mich kaum überwinden kann, es selbst dir zu erzählen; doch außer dem Wunsche, mich dir gefällig zu beweisen, glaube ich auch, daß meine Aufrichtigkeit dazu führen mag, das Geheimnißvolle meines Abenteuers aufzuklären. Bei Andern könnte mich das, was ich dir jetzt zu sagen im Begriffe stehe, in das Licht eines feigen, abergläubischen Thoren setzen, der sich von seiner eigenen Phantasie einen Streich spielen ließ; du aber hast mich von Kindheit an gekannt, und wirfst nicht den Verdacht hegen, daß ich im

Mannesalter mich einer Schwäche schuldig machen würde, von der ich mich in frühern Jahren frei erhielt." Hier hielt er inne, und sein Freund erwiderte:

„Bezweifle mein Vertrauen auf die vollkommene Wahrheit deiner Mittheilung nicht, wie wunderbar sie auch sein mag. Ich kenne dich und deine Festigkeit zu wohl, um den Argwohn zu hegen, du könntest ein Opfer des Betruges werden; zugleich bitte ich dich aber auch, aus alter Freundschaft zu mir nicht das Mindeste von dem zu verschweigen, was du hörtest und sahst.“

„Nun wohl,“ sagte der General, „so will ich denn Alles erzählen, so gut ich kann. Verlaß dich auf meine Aufrichtigkeit, obgleich ich lieber einer feindlichen Batterie gegenüberstehe, als die schreckliche Erinnerung an die vergangene Nacht noch einmal in mein Gedächtniß zurückrufen möchte.“

Hier hielt er wieder inne, als er aber sah, daß Lord Bobdville schwieg, und gespannt auf das schien, was er vernehmen sollte, begann er, nicht ohne sichtliches Widerstreben:

„Als du mich gestern Abend verlassen hattest, entkleidete ich mich sogleich, und ging zu Bett; das Feuer in dem Kamin, nahe bei meinem Lager, brannte lustig, und dies, so wie tausend Erinnerungen an meine Knaben- und Jugendzeit, welche dein unerwartetes Wiederfinden erweckt hatte, hielten mich länger wach, als ich geglaubt hätte. — Ich muß hier jedoch sagen, daß alle diese Erinnerungen erfreulicher Art waren, indem sie sich auf das Gefühl

gründeten, daß ich für einige Zeit die Arbeiten, Mühseligkeiten und Gefahren meines Standes gegen die Freuden und Ergötzlichkeiten eines friedlichen Lebens vertauscht habe; daß ich die freundlichen Bande neu geknüpft habe, die ich auf das Gebot des unerbittlichen Krieges rauh zerreißen mußte."

„Während solche heitere Gedanken sich meines Geistes bemächtigten, und mich allmählig in einen sanften Schlummer zu wiegen begannen, ward ich plötzlich durch einen Klang aufgeweckt, als wenn ein Mensch auf hochhackigen Schuhen, und mit nachschleppenden seidenen Gewändern durch das Zimmer gehe. Ehe ich noch die Vorhänge des Bettes zurückziehen konnte, zu sehen, wer da sei, trat die Gestalt einer kleinen Frau zwischen mein Lager und das Feuer. Sie kehrte den Rücken mir zu, doch konnte ich an Hals und Schultern sehen, daß es eine alte Frau sei; sie trug eine altmodische Kleidung, welche die Damen, wenn ich nicht irre, eine *Eultane* nennen, das heißt, eine Art von Kleid, das in der Taille ganz lose, am Rücken aber in viele große Falten gelegt ist, und in einer Art von Schleppe endigt."

„Der Besuch kam mir zwar sonderbar genug vor, aber fern war jeder Gedanke, daß die Gestalt etwas anderes, als eine gewöhnliche sterbliche Frau sei. Ich hielt sie für irgend eine bejahrte Bewohnerin des Schlosses, die einen Gefallen daran finde, sich zu kleiden, wie ihre Großmutter es that. Ich glaubte, sie hätte früher mein Zimmer inne gehabt, mir dies aber auf deinen Befehl abtreten müssen, und kehre nun in ihrer Verstreung zurück. In dieser

Überzeugung hob ich mich im Bette empor, und hustete leise, dem Gaste dadurch anzudeuten, daß ich jetzt schon im Besitze ihrer frühern Wohnung sei. — Schnell wendete sie sich gegen mich um, aber gerechter Himmel, welch ein Gesicht zeigte sie mir. Länger durfte ich nicht daran zweifeln, wer sie sei; jeder Gedanke, daß sie ein lebendes Wesen sei, verschwand. In ihrem Gesichte, welches die deutlichen Spuren trug, daß es einer Leiche angehöre, sprachen sich die gehässigsten, niedrigsten Leidenschaften aus, von denen sie während ihres Lebens bestürmt sein mußte.

Der Körper eines schweren Verbrechers schien aus dem Grabe und die Seele aus dem höllischen Feuer entlassen zu sein, um für eine gewisse Zeit wieder mit den alten Genossen ihrer Schuld in Verbindung zu treten.

Schaudernd richtete ich mich im Bette halb empor, und starrte das gräßliche Gespenst an, auf die Ballen meiner beiden Hände gestützt. Mit einem Schwunge, wie es mir schien, war die fürchterliche Erscheinung bei mir auf dem Bett, und nahm genau die Stellung, in der ich mich befand. Ihr höllisches Gesicht brachte sie dabei dem meinigen bis auf eine halbe Spanne nahe; dazu verrieth ein boshaftes Grinsen nur zu deutlich ihre höllische Natur."

Hier hielt der General inne, und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn, den die lebhafteste Erinnerung an die Schrecken der vergangenen Nacht in großen Tropfen herausgetrieben hatte.

„Freund," fuhr er nach einer Pause fort, „ich

bin keine Krumme. Ich habe mich in den mannigfachen Todesgefahren befunden, die mein Stand mit sich bringt, und dreist darf ich behaupten, Niemand kann von Richard Braun sagen, er hätte je das Schwert beschimpft, das er trägt. Aber in diesem schrecklichen Momente, unter den Augen, und, wie es schien, in dem Griffe eines höllischen Geistes, verließ mich meine Festigkeit; die Mannheit schwand, wie Wachs am Feuer schwindet, und ich fühlte, wie sich mir das Haar auf dem Kopfe sträubte. Der Umlauf meines Lebensblutes stockte, und ohnmächtig sank ich zurück auf mein Lager, ein Opfer des panischen Schreckens. — Wie lange ich in diesem Zustande blieb, vermag ich nicht näher zu bestimmen.“

„Ich ward zu mir selbst zurückgebracht, als die Schloßuhr eins schlug, und so laut, als ob sie in meinem Zimmer sei. Anfangs wagte ich nicht, die Augen zu öffnen, aus Furcht, die gräßliche Erscheinung wieder zu erblicken; als ich aber endlich den Entschluß faßte, war sie nicht mehr sichtbar. Mein erster Gedanke war, die Klingel zu ziehen, die Dienerschaft zu erwecken, und mich in irgend ein anderes Gemach, meinethalben in eine Kammer oder einen Stall zu begeben, wo ich vor einem zweiten Besuche der Art sicher sein durfte. Aber ich will offen sein, und gestehen, daß ich diesen Entschluß änderte, weil der Klingelgriff neben dem Kamin hing, und ich besorgte, auf dem Wege dahin nochmals mit dem Schreckgespenste zusammen zu treffen, welches, wie ich mir einbildete, noch immer in irgend einem Winkel des Zimmers lauerte.“

„Ich will nicht zu beschreiben versuchen, wie ich während des Restes von Fieberfrost und Hitze geplagt wurde, obgleich ich auch zuweilen in einen unruhigen Schlaf, und jenen Zustand dumpfen Unbewußtseins zwischen Schlaf und Wachen versank. Hundert fürchterliche Bilder erschienen vor meiner erhitzten Phantasie; aber zwischen diesen Erscheinungen und der früheren war der gewaltige Unterschied, daß ich wußte, diese seien Gestaltungen meiner Einbildungskraft, jene aber gehöre, obgleich aus der Geisterwelt stammend, der Wirklichkeit an.“

„Endlich brach der Tag an, und ich verließ mein Lager, unwohl, und niedergedrückten Geistes. Ich schämte mich meiner selbst, als Mann und Soldat, und noch mehr, als ich mein sehnliches Verlangen fühlte, das spukhafte Zimmer zu verlassen. Dies Verlangen übermog jedoch alle andere Betrachtungen; daher warf ich mich eilig und nachlässig in die Kleider, und entfloß dem Schlosse, um in der freien Luft Erholung und Stärkung zu finden. — Du hast jetzt Alles gehört, und die Ursach vernommen, weshalb ich dein Schloß so plötzlich zu verlassen entschlossen bin. An andern Orten hoffe ich noch recht oft mit dir zusammen zu bleiben, aber Gott behüte mich davor, unter diesem Dache je eine zweite Nacht zuzubringen.“

So sonderbar auch des Generals Rede klang, so sprach er doch mit solchem Ausdruck der Ruhe und Überzeugung, daß dadurch jeder Einwand kurz abgeschnitten ward. Lord Woodville fragte ihn nicht ein einziges Mal, ob er auch fest überzeugt sei, nicht ge-

träumt zu haben, auch versuchte er nicht, eine natürliche Erklärung der nächtlichen Erscheinung ausfindig zu machen; im Gegentheil schien das so eben Gehörte einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen, und gab sein aufrichtiges, herzliches Bedauern zu erkennen, daß sein Freund in seinem Hause so viel auszustehen gehabt habe.

„Ich bin um so mehr durch dein Abenteuer betrübt, mein theurer Braun,“ sagte er nach einer Pause, „da es die unglückliche, obwohl höchst unerwartete Folge eines Versuches ist, den ich anstellte. Du mußt wissen, daß zu den Zeiten meines Vaters und Großvaters das Gerücht herrschte, jenes Zimmer werde durch unheimlichen, übernatürlichen Besuch heimgesucht. Als ich vor einigen Wochen zum Besig dieser Güter gelangte, glaubte ich, die Bequemlichkeiten, welche mein Schloß den zahlreichen Gästen zu bieten habe, seien nicht hinreichend, den unsichtbaren Besuchern der Geisterwelt den Gebrauch eines so bequemen Schlafzimmers zu gestatten. Ich ließ daher das Tapetenzimmer, wie jenes Gemach allgemein genannt wird, öffnen, und es mit Gegenständen des neuern Luxus versehen, ohne deswegen sein alterthümliches Aussehen zu zerstören. Da aber der Glaube, in jenem Zimmer gingen Geister um, bei der ganzen Dienerschaft verbreitet war, fürchtete ich, daß der erste Bewohner desselben, durch Vorurtheil bestochen, das Gerücht bestätigen, und so meinen Vorsatz, es wieder brauchbar und bewohnbar zu machen, stören möchte. Ich muß gestehen, mein theurer Braun, daß deine gestrige Ankunft, welche mir in jeder Hin-

sicht die herzlichste Freude machte, mir auch noch deshalb besonders angenehm war, weil mir dadurch die passendste Gelegenheit an die Hand gegeben schien, jenes ärgerliche Gerücht für immer zum Verstummen zu bringen. Denn dein Muth, deine Vorurtheilsfreiheit waren mir hinlänglich bekannt, und ich hätte daher Niemand finden können, der sich besser für meinen Versuch paßte."

"Bei meinem Leben," erwiderte der General heftig, „ich bin Ew. Lordschaft sehr verbunden; wahrlich, unendlich verpflichtet. — Ich werde mich noch lange der Folgen dieses Versuches erinnern, wie Ew. Lordschaft es zu nennen belieben."

"Du bist ungerecht, lieber Freund," entgegnete Lord Woodville mit Ruhe. „Du darfst nur einen Augenblick nachdenken, um dich zu überzeugen, daß ich die Qual, welche ich dir bereitet habe, durchaus nicht ahnen konnte. Gestern Abend, ja, heute Morgen noch war ich im Punkte der Geistererscheinungen der unglaublichste Mensch, der sich denken läßt. Ich bin sogar überzeugt, hätte ich dir erzählt, was es mit dem Tapetenzimmer für eine Bewandniß habe, du würdest ganz von selbst auf den Gedanken gefallen sein, es für dich zu wählen. Es war mein Mißgeschick, vielleicht mein Fehlgriß, aber es kann gewiß nicht meine Schuld genannt werden, daß du eine so unangenehme Nacht zubrachtest."

"Wunderbar, in der That," sagte der General, seine gute Laune wiedergewinnend. „Ich gestehe, ich habe kein Recht, mich beleidigt darüber zu fühlen, daß du mich so beurtheilt hast, wie ich selbst es ge-

than haben würde — als einen Mann mit Muth und Festigkeit. — Aber, ich sehe, daß meine Postpferde angekommen sind, und ich darf dich daher deinen Vergnügungen und deinen Gästen nicht entziehen."

"Nein, mein alter Freund," entgegnete Lord Woodville, "da du nicht noch einen Tag bei mir zu bringen kannst, was ich jetzt nicht einmal mehr zu bitten wage, so mußt du dich mir wenigstens noch eine halbe Stunde gönnen. — Es gehörte ja sonst zu deinen Liebhabereien, Gallerien von Familienportraits zu sehen; ich habe in meiner Gallerie viele Gemälde der Art, und Manches darunter ist von dem Pinsel Randskys. Ich glaube, daß du einige wohl des Betrachtens werth finden wirst."

General Braun nahm die Einladung an, obgleich nur widerstrebend. Es verlangte ihm sichtlich danach, die freie Luft einzuathmen, und Woodville-Castle so weit als möglich hinter sich zu wissen. Dessen ungeachtet aber durfte er die Bitte seines Freundes nicht ablehnen, besonders, da er sich der Muthlosigkeit schämte, die er gezeigt hatte.

Der General folgte daher seinem Freunde durch mehrere Zimmer, in eine lange mit Gemälden bezogene Gallerie; der Lord nannte dem Freunde die Namen der Dargestellten, und erzählte hier und da einen Zug aus ihrem Leben. Der General verrieth nur wenig Theilnahme an dem, was er hörte; die Gemälde waren auch wirklich nur so, wie man sie gewöhnlich in Familiengallerien findet. Hier hing ein Ritter, welcher sein Vermögen für die Sache des

Königs zu Grunde gerichtet, dort eine Dame, welche es durch die Heirath mit einem Rundkopfe wieder in Glanz gebracht hatte. Dieser war wegen seines geheimen Briefwechsels mit dem verbannten Hofe zu St. Germain in Gefahr gekommen; Jener hatte in der Revolution für Wilhelm die Waffen ergriffen; und ein Dritter hatte sein Gewicht abwechselnd in die Waagschale der Whigs und der Torns geworfen.

Während der Lord den General mit diesem Schwall von Worten überhäufte, hatten sie die Mitte der Gallerie erreicht. Da sah der Wirth seinen Gast plötzlich zusammenfahren, und mit sichtlich großem Staunen, nicht ohne eine Mischung von Furcht, das Bildniß einer alten Dame anstarren, welche eine Sultane, die Modelleidung am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, trug, anstarren.

„Da ist sie!“ rief er. „Da ist sie; an Gestalt und Zügen ganz dem Spukgeiste gleich, der mich vergangene Nacht heimsuchte, obgleich hier ihr Gesicht nicht ganz den Ausdruck höllischer Verworfenheit trägt.“

„Wenn das ist,“ sagte Lord Woodville, „so kann länger an der Wirklichkeit der höllischen Erscheinung nicht gezweifelt werden. Das ist das Gemälde einer verworfenen Ahnfrau meiner Familie, von deren schwarzen, gräßlichen Verbrechen sich in unseren Familienpapieren ein langes Register vorfindet. Die Wiederholung aller ihrer Schandthaten wäre zu fürchterlich; es genügt, hier zu sagen, daß in jenem unseligen Tapetenzimmer Blutschande und unnatürlicher Mord begangen ward. Ich will es wieder in jenen Zustand der Verlassenheit versetzen, zu dem das

verständigere Urtheil meiner Vorfahren es bereits bestimmt hatte. Und so lange ich es verhindern kann, soll Niemand der Gefahr ausgesetzt werden, einen solchen Besuch zu erhalten, wie du in vergangener Nacht."

Die Freunde, welche sich mit solcher Freude begrüßt hatten, trennten sich hierauf in trüber Stimmung. Der General reiste ab, um einen ruhigeren Aufenthaltsort aufzusuchen, als Woodville-Castle ihm gewesen war, und der Lord gab sogleich den Befehl, das Tapetenzimmer auszuräumen, und die Thür desselben zu vermauern.

Die Minen von Idria.

„Ich will warten,“ sagte ein alter Mann, indem er unter einer Gruppe bejahrter Bäume still stand, „ich will warten, bis diese Festlichkeit ein Ende nimmt. — Das arme, liebe Mädchen! — Sie wird es ohnehin früh genug erfahren.“

Indem er so sprach, blickte er auf den prachtvollen Palast, der, festlich erleuchtet, gleich einem Feuerballen durch die Dunkelheit der Nacht blühte. Er sah die Thüren geöffnet, und eine Menge Menschen an denselben; Wagen rollten schnell an ihm vorüber. Das Licht der Fackeln, welche einen derselben umringten, ließ ihn die kaiserliche Equipage erkennen. Er trat näher, und vernahm fröhliche Klänge von Musik und Gesang.

„Nein! nein!“ rief er aus; „noch kann ich nicht eintreten!“ und er ging zurück, um das geringe Gasthaus aufzusuchen, wo er sein Pferd hatte stehen lassen. Hier war das fröhliche Landvolk versammelt. Unermüdet durch die Lustbarkeit eines langen Tages des Vergnügens tanzten sie, und sangen und lachten; das ganze Haus tönte von Freude wieder. — Der alte Mann trat in eines der letzten Gemächer; hier

saß er eine zahlreiche Gesellschaft an einem Tische sitzend, der mit Früchten und Kuchen bedeckt war. Alle plauderten und lachten, nur ein kleines Mädchen ausgenommen, welches durch das Vergnügen erschöpft, sanft eingeschlummert war. Ihre Arme ruhten auf dem Tische, und ihr Gesicht auf den Armen; ihre Augenlider schienen schlafbelastet, doch ihre Lippen waren halb geöffnet, und um ihren frischen, rosigten Mund spielte ein freundliches Lächeln. Der alte Mann setzte sich neben sie, und legte seine Arme eben so auf den Tisch, wie sie, doch schlafen konnte er nicht.

Der Palast der Gräfin Florenheim war an diesem Abende von der glänzendsten Gesellschaft erfüllt. Jeder der prachtvollen Säle war geöffnet, doch unter den lieblichen Gestalten, welche sich in denselben umherdrängten, war die junge Gräfin selbst die lieblichste. Voll der innigsten Bewunderung blickte jedes Auge auf das reizende Mädchen, das noch durch Rang und Reichthum so ausgezeichnet war; aber die junge, unschuldige Bianca war auch in der That höchst liebenswürdig. Der stete Ausdruck ihrer großen braunen Augen war Wohlwollen und Zärtlichkeit; ihre Züge waren reizend, und jede Bewegung ihrer schlanken, regelmäßig schönen Gestalt voller Anmuth. Ihre Kleidung ward durch Juwelen von unschätzbarem Werthe geschmückt, und dennoch war ihre Erscheinung eher einfach als prächtig zu nennen.

Sie hatte an diesem Tage von ihrem fürstlichen Vermögen Besitz genommen, und erschien zum ersten Male als Herrin ihres eigenen Palastes. Ihr Betragen war würdevoll, und verrieth nicht die geringste

Verlegenheit, aber dennoch ward während des ganzen Abends ihre natürliche Farbe durch ein beständiges Erröthen noch vermehrt.

Die Kaiserin verweilte einige Stunden in dem florenheimischen Palaste, entzückt über die Erscheinung und das Betragen der edlen jungen Waise. Die Eltern der Gräfin hatten sich der wohlverdienten Gunst ihrer kaiserlichen Gebieterin erfreut, und Maria Theresia zeichnete deren Tochter gern aus.

Endlich war der letzte der Gäste geschieden, und Bianka stand allein in den hohen, prächtigen Sälen. Für einen Augenblick preßte sie ihre zarte Hand auf die Augen, denn der Schein der unzähligen, noch immer brennenden Kerzen, schmerzte sie. Dann blickte sie auf die köstlichen Blumen, welche in reichen Gewinden von der Decke herabhingen, und seufzte. Mit wahrhaft kindlichem Gemüthe nahm sie einen herrlichen Rosenzweig von dem hohen Kandelaber an ihrer Seite. All die Blüthen waren verwelt, und sie seufzte wieder. Ihr Herz hatte nicht Theil genommen an der Freude dieses Abends, und jetzt hatte sie hinlängliche Muße, alle den verschwiegenen Gedanken ihres Busens Gehör zu geben. Sie dachte an ihren Verlobten, und konnte sich der Vorwürfe nicht erwehren, daß sie hier ein so glänzendes Fest veranstaltet, während ihr geliebter Ernst allen Gefahren des Krieges ausgesetzt war.

Als Bianka zur Ruhe gehen wollte, ward ihr die Ankunft eines Menschen gemeldet, der durchaus verlan-
ge, sie noch heute zu sprechen. Anfangs zauberte sie, doch nach wenigen Sekunden der Überlegung

willigte sie ein, ihn vor sich zu lassen. Sie kehrte in den jetzt so einsamen Gesellschaftsfaal zurück, und wartete dort, bis der Mann zu ihr hereingeführt ward. Auf den ersten Blick erkannte sie den Diener des Grafen Alberti, und winkte, daß man sie allein mit ihm lasse.

Wie oft drohten ihre zitternden Knie, ihr den Dienst zu versagen, wie oft überzogen Angst und Schrecken ihre Wangen mit Todesblässe, während der kurzen nun folgenden Unterredung. — Ernst hatte sich gegen des Kaisers ausdrücklichen Befehl mit seinem General geschlagen, und es war ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt worden. Zwar war es ihm geglückt, zu entfliehen, doch sein Diener vermochte nicht zu sagen, wohin.

Viele Monate vergingen, Monate des Zweifels und Kummers für die unglückliche Bianka. Man hörte nichts von dem Grafen Alberti, und der Glanz, welcher sich für eine kurze Zeit in dem Palaste Florenheim hatte blicken lassen, verschwand schnell wieder. Ganz Wien sprach von Bianka's Verbindung mit Ernst Alberti, und Viele behaupteten, dies Bündniß sei jetzt aufgehoben. Man wollte sogar wissen, die Kaiserin selbst habe es Bianka unterzogen, noch länger an Alberti zu denken. — Bianka erhielt den ausdrücklichen Befehl, bei Hofe zu erscheinen, und sie verweigerte den Gehorsam nicht.

Viele der jüngern unter den Höflingen bezeugten der reichen Erbin jetzt eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit. — Sie erschien, und Niemand wagte es, ihren Kummer durch seine Anträge zu stören; ihr

wahrer, unerkünstelter Schmerz verleiht ihr eine Würde, welche Keiner zu verletzen grausam genug war. Sie gab sich keine Mühe, es zu verbergen, wie schmerzhaft der Schlag sie verwundet, der sie getroffen; ihre Kummer war schweigend, und schien keines Menschen Theilnahme in Anspruch zu nehmen, aber dennoch war er majestätisch. Ruhig und bleich stand sie unter den Damen des Hofes, selbst für die Kaiserin ein Gegenstand der Bewunderung.

So verging ein Jahr. Der General, den Alberti verwundet hatte, war zwar nicht gestorben, aber es hatten sich so viele Rückfälle seiner Genesung entgegengestellt, daß die Ärzte dieselbe noch immer für ungewiß erklärten. Bianka blieb bei ihrer stillen Trauer, doch suchten jetzt mehrere Söhne der edelsten Häuser Oesterreichs eine Verbindung mit ihr nach; bescheiden, aber fest, wies sie jeden Antrag zurück. Anfangs verwendete die Kaiserin selbst sich für den Prinzen L—m, einen der glühendsten Bewunderer Bianka's. Diese stieß das Vertrauen nicht von sich, welches Maria Theresia suchte; mit rührendem Ernste setzte sie derselben die Gefühle ihres Herzens auseinander, und erklärte ihr die Grundsätze, nach denen sie handelte; ehe sie die Kaiserin verließ, hatte sie die Überzeugung, daß diese ihre Gefühle, ihre Grundsätze billige.

Die Mutter des Grafen Alberti lebte noch, und stand dem Haushalte ihres Sohnes vor. Die Gräfin Bianka ward von nun an ein beständiger Besucher des Albertischen Palastes, und einige Tage nach Bianka's oben erwähneter Unterredung mit der Kaiserin

saß sie im Zimmer bei der Gräfin Alberti, wo Beide freundlich mit einander kaseten. Sie überließen sich für die Zukunft der freudigsten Hoffnung, denn die Verwendungen für ihren geliebten Ernst schienen gute Wirkung zu thun. Die Kaiserin selbst hatte der Gräfin Alberti geschrieben; der Brief lag in Bianka's Hand. Da ward hastig die Thür geöffnet, und der alte treue Diener des Grafen Ernst stürzte herein. Schrecken malte sich auf seinem bleichen Gesichte, seine Knie wankten, und kaum wagten die erschreckten Frauen, ihn zu fragen, welch neues, gräßliches Unglück er zu verkünden habe.

„Verzeihung, gnädigste Gräfin,“ rief der alte Mann, und rang verzweiflungsvoll die Hände, „Verzeihung mir, der ich Ihnen das Härteste zu sagen komme; aber wissen müssen Sie es doch einmal, und besser also, Sie erfahren es durch mich, als aus einem andern, vielleicht noch rauheren Munde. Der junge Graf ist zurückgekehrt nach Wien; mit einer Räuberbande ward er hier eingebracht, und man sagt, er sei der Hauptmann dieser Rotte von Dieben, Räubern und Mördern.“

„Wehe! wehe!“ rief die Gräfin Alberti, und ihr Blick fiel unwillkürlich auf das Gemälde ihres verstorbenen Gatten. „Soll dies das Ende des Hauses Alberti sein? Dein einziger Sohn, mein geliebter Konrad, das Kind unserer Hoffnungen, soll den Namen seines Vaters mit Schande belasten? — Wohl dir, daß du vorangegangen bist, und wehe mir, daß ich diese Entehrung erleben mußte.“

„Ernst wird Sie nie beschimpfen!“ rief Bianka

haftig. „Wir kennen ihn besser!“ fügte sie sanfter hinzu, indem sie die gefalteten Hände der Gräfin zärtlich in die ihrigen schloß. „Es muß an dieser Geschichte noch Vieles erläutert werden. Theurer, stürmischer Ernst!“ — Sie lehnte ihr Haupt an die Schulter seiner Mutter, und brach in Thränen aus. Dann sprach sie: „Wir kennen ihn besser; rasch, unbändig mag er sein, aber beschimpft wird durch ihn Niemand.“

„Nein, nein! das wird er nicht!“ erwiderte die Gräfin. „Ich sprach ohne Überlegung. Ich sollte noch hoffen, ich sollte Besseres von meinem geliebten Sohne glauben. Tochter meiner Liebe, ich beging ein großes Unrecht, auch nur einen Moment an ihm zu zweifeln. Sie beurtheilten ihn richtiger. Dank, Segen Ihnen dafür, meine theure Bianka.“

Alberti war in der That mit den Banditen Istriens nach Wien gebracht worden; Alles sprach wider ihn. Er ward zum Tode durch das Rad verurtheilt, und es schien wenig Hoffnung zur Milde rung dieses Urtheils zu bleiben. Ernst selbst erzählte eine sehr unwahrscheinliche Geschichte, um zu beweisen, daß er mit den Banditen in keiner Verbindung gestanden habe, doch Niemand hörte darauf, und so erzählte er sie denn auch nicht mehr. Bianka und seine Mutter glaubten ihm. Seine Erzählung war auch durchaus wahr.

Ernst hatte seinen Widersacher fallen sehen, und stand dann starr vor Entsetzen, das blutige Schwert in der Hand; ein kalter, unheimlicher Frost ergriff seinen ganzen Körper, und schien ihm Gedanken und

Gedächtniß zu rauben. Der Freund, der ihn zu dem Orte des Zweikampfes begleitet hatte, erweckte ihn aus diesem Stumpfsinne; er führte ihn zu seinem Pferde, und beschwor ihn, gebot ihm, zu fliehen. Ernst achtete nicht auf ihn, sondern eilte dahin, wo der verwundete General am Boden lag. Er war in Ohnmacht gesunken, und die Aschfarbe des Todes bedeckte sein Gesicht. Ernst warf sich über ihn, und klagte bitterlich. Da erwachte der General wieder, sah den Jüngling an seiner Seite knien, und redete ihn mit schwacher Stimme an, indem er ihm die matte Hand entgegenreichte. Ernst erhob sich halb vom Boden, und nahm die dargebotene Hand mit niedergeschlagenen Augen an. Wieder sprach der General. „Ich habe Unrecht,“ sagte er. „Ich hätte mich nicht den Vorwürfen eines Jünglings, wie Sie sind, aussetzen sollen. Verzeihen Sie mir, Alberti, und wenn Sie wünschen, daß ich genesen soll, so verlassen Sie mich. Fliehen Sie augenblicklich; — es würde mich ängstigen, ich würde keine Ruhe haben, ich würde sterben, müßte ich denken, daß Sie in Gefahr wären. Verlassen Sie mich, — ich beschwöre Sie.“

Der junge Krieger gehorchte; er küßte die kalte Hand seines Generals, und sein Freund führte ihn hinweg. Er zeigte nach Süden, als der Richtung, in welcher Ernst seine Flucht einschlagen sollte. Noch einmal sah Ernst sich um; er erblickte den erhobenen Arm des Verwundeten, der ihn hinweg winkte; seine Hand hatte den Zügel des ungedulbigen Renners erfaßt; er schwang sich in den Sattel und sprengte davon.

Es war nahe an Sonnenuntergang, als Graf Alberti am Eingange eines öden Thales anhielt. Ungeheure Felsmassen stiegen senkrecht zu dem Ufer eines rauschenden Stromes hinab, an dessen einer Seite sich ein schmaler Pfad aufwärts wand. Schon einige Meilen, ehe er diesen Ort erreichte, hatte Ernst nirgend die Spur von Menschen gefunden. Er sah rückwärts, und über dem einförmigen Moraste, durch welchen er hieher gelangt, leuchtete ein dunkelgerötheter Horizont. Die Strahlen der Sonne verbreiteten eine Art von goldener Glorie über die Ebene. Wieder wandte er seinen Blick nun auf die Berge und das Wasser. Hier war Alles dunkel und trübe; die Schatten des Abends breiteten sogar einen Ausdruck des Schreckens über das Thal; ein heftiger Wind blies ihm aus demselben entgegen und trieb ihm den nassen Staub eines Sturzbaches in das Gesicht. Ernst warf seinem Pferde die Zügel über den Hals, und ritt langsam auf dem gewundenen Pfade vorwärts. Das Thal ward immer enger, die Felsen immer steiler, die Dunkelheit immer dichter, je weiter er kam. Endlich schien das Thal durch einen fürchterlichen Abgrund, über welchen der Bach mit betäubendem Geräusche herabstürzte, gänzlich geschlossen zu sein. Das Pferd stugte, und Ernst stieg ab; er kletterte den Felsen zur Seite hinan; der Pfad, den er aus dem Gesichte verloren, zeigte sich ihm hier wieder; es schien, als leite er in einen Felskessel, den undurchdringliche Dunkelheit erfüllte. Er schritt dreist vorwärts, und fühlte einen ebenen, festen Boden unter seinen Füßen. Zu seinem Pferde zurückgekehrt,

führte er dasselbe am Zügel hinter sich her, bis er, wie es ihn dünkte, das Ende der Höhlung erreicht hatte, denn über ihm blinkten die Sterne, und am Boden sproßte üppiges Gras. Das Pferd blühte sich danach, und Ernst nahm ihm das Gebiß ab; dann warf sich der Flüchtling zwischen den Felsen nieder und entschlief.

Als Ernst erwachte, beschien der Mond hell und freundlich die Gegend rings umher, und der Wind hatte fast ganz nachgelassen. Nicht das geringste Geräusch störte die Stille der Nacht, ausgenommen das entfernte Murmeln des Wassers, und das beständige Zirpen unzähliger Grashüpfer. Die Ebene schien von Bergen umgeben, die zum Theil von Tannenzwäldern bedeckt waren, doch die dicke Finsterniß, die sich auf allen Orten lagerte, welche der silberne Schein des Mondes nicht zu erhellen vermochte, hinderte ihn, eine klare Uebersicht der Gegend zu gewinnen. Vergebens horchte er, ob sein Pferd in der Nähe grase; darauf ging er umher, doch bald hatte er es gänzlich vergessen, daß er diese Wanderung angetreten, um sein Pferd zu suchen. — Er vergaß alle andern Gedanken, die allein ausgenommen, die mit seinem Kummer in so naher Verbindung standen.

„In diesem Augenblicke,“ dachte er, „schreit vielleicht das Blut, das ich vergossen, zum Himmel um Rache.“ — In der Hitze der Leidenschaft hatte er tausend Entschuldigungen für sich gefunden. Er war unter fröhlichen, gedankenlosen jungen Männern gewesen, und selten quälten sie sich mit Nachdenken, wo ein Gelächter, oder irgend eine beißende Spott-

rede besser überzeugte. Alberti hatte im Innern seines Herzens den Leichtsinn seiner Kameraden oft gemißbilligt, aber er hatte seinem Geiste gestattet, sich durch ihre Meinungen leiten zu lassen, weil seine Leidenschaften und diese Meinungen mit einander übereinstimmten; er hatte sich der Gewohnheit des Lasters unter dem Einflusse des Weltgebrauches hingegeben; er war wahrscheinlich zum Mörder geworden, und weshalb? — Weil seine Leidenschaftlichkeit erregt worden, wegen einer Lapperei, die nicht des Gedankens daran werth war. Jetzt war er allein, in ungestörter Ruhe und Einsamkeit. Er hatte Muße, sein Herz genau zu erforschen, und er that es. Ruhig und ohne Vorurtheil prüfte er alle die Entschuldigungsgründe, die er anfangs für sich aufgestellt, und mit Kummer, doch mit Festigkeit verwarf er sie alle. Er suchte nach dem Grundsatz, nach welchem er gehandelt, und sahe, daß er nach einem Schatten suche. Er schaute in den unbegrenzten Himmel über sich, und mächtig ergriff der Gedanke seine Seele: „Ich bin allein mit Gott, und indem ich mich selbst verdamme, will und darf ich auch nicht nach einer einzigen Entschuldigung suchen.“ — Eine Masse betrübender Gefühle bestürmte seine Brust, und drohte ihn zu verwirren. Er lehnte sein brennendes Haupt an die Felsen hinter sich, und die feuchte Kühle belebte ihn auf's Neue. Er blickte um sich, und fühlte innig, wie sehr sein ganzes Wesen gegen Alles abfiel, was ihn umgab. Die großartige Ruhe und Stille der Natur beugte ihn nieder; es kam ihm vor, als sei seine Gegenwart eine Störung in dieser herr-

lichen Einsamkeit. Alles, was er sah, schien ihm ein Abbild des unsichtbaren Schöpfers dieser Schönheiten, schien nur von seiner Größe zu ihm zu sprechen, und er fühlte sich selbst mehr ein Geschöpf voll sinnlicher Leidenschaften, als er es je gethan, da er noch in der Gesellschaft der Menschen lebte.

Aus diesen Betrachtungen ward Ernst durch sein Pferd erweckt, das an ihm vorübersprengte; er rief demselben, und es stand still, doch gleich darauf schreckte es zusammen. Ernst sah sich nach der Ursach davon um, und erblickte in geringer Entfernung von dem Orte, wo er stand, einen Trupp Männer. Der Schein des Mondes machte die Waffen erglänzen, die sie trugen. Alberti war so weit vorgeschritten, daß er ganz vom Monde beleuchtet war, und jetzt bemerkten ihn Jene. Er that, als achte er ihrer nicht, sondern rief wieder nach seinem Pferde. Das Thier nähete sich ihm, doch in dem Augenblicke trat einer von jenen Männern herbei, es zu ergreifen. Ernst erhob seinen Arm, und schlug den Mann zu Boden. Er wand die Mähne des Pferdes um seine Hand, und fragte Jene laut, doch ruhig, nach der Ursach ihrer Einmischung. Ein höhnisches Geschrei war ihre einzige Antwort, und zugleich brängten sie auf ihn heran. In einem Nu hatte Ernst sich auf sein Pferd geschwungen; die Männer stellten sich ihm entgegen; sie befahlen ihm, abzustiegen, und versuchten es sogar, ihn aus dem Sattel zu reißen. Er schwang seinen Säbel, gab seinem Pferde die Sporen, und machte sich Bahn mitten durch sie hin; doch eine neue Abtheilung sprang ihm entgegen.

Dieser wich er aus; sein Weg schien jetzt ungehindert, da fühlte und hörte er eine Kugel dicht an seinem Kopfe hinsausen. Lautes Geschrei folgte dem Schusse, und doch war er nicht verwundet. Plötzlich schnaufte sein Pferd, fing an zu straucheln, und ließ den Kopf sinken; vergebens suchte es, sich wieder aufzuraffen; es stürzte zusammen. Erst hörte nicht, achtete nicht auf den Haufen, der ihn jetzt umringte. Er hob den Kopf des sterbenden Thieres empor, und wischte den Staub und die Erde von dem Munde und den Nüstern; Das arme Geschöpf war schwer getroffen; das Blut strömte unaufhaltsam aus einer tödtlichen Wunde. Mit fast menschlichem Ausdrucke blickte das brechende Auge des sterbenden Thieres einen Augenblick auf Ernst. Noch ein Mal versuchte der treue Gefährte sich zu erheben, aber er schnob, und schnob, und endlich glitt sein Kopf von den Armen seines Herrn herab. Dieser versuchte, den Kopf wieder empor zu heben, aber fleiß und todt lag der treue Kenner an seiner Seite, und Thränen flossen über Alberti's Wangen. Jetzt aber sah er wieder auf die Männer, die ihn umringten, und ihn einen Augenblick mit schweigender Verwunderung betrachtet hatten. Wüthend sprang er auf, und wollte das Schwert ziehen, doch es schien in die Scheide genietet, und widerstand seinen ersten Anstrengungen. Voller Wuth verdoppelte er seine Kraft, und die Klinge fuhr heraus. Schon hatte er sie mit einer feindlichen gekreuzt, da fiel sein Blick auf seine blutige Waffe; er bemerkte an derselben schwarze Flecken, Flecken von dem Blute seines Ge-

nerals, und schnell sank ihm der Muth. Entsetzen fesselte seine Glieder.

„Genug! genug!“ rief er; „ich habe genug Blut vergossen!“ Überrascht wich sein Gegner zurück, doch in demselben Augenblicke fühlte Alberti sich von rückwärts getroffen. Er wandte den Kopf, und erblickte einen Mann, der eben einen blutenden Dolch aus seiner Schulter zog. Er sah dem Manne in das Gesicht, und das Gesicht war ihm bekannt; es war ein Deserteur seines Regiments. „Es geschieht mir Recht, daß ich auf diese Weise ende!“ schrie er auf, und sank leblos zusammen.

Als Ernst die Augen wieder aufschlug, sah er sich auf einer Matte liegend, in einer geräumigen Höhle, die ein mächtiger, überragender Felsblock bildete. Sein Auge vermochte bei dem Dämmerlichte die weite Ausdehnung der Höhle nicht zu fassen. Er wollte sich emporrichten, doch die Mattigkeit des ganzen Körpers, und der Schmerz, den er in seiner Schulter fühlte, erinnerten ihn an seine Wunde, und kraftlos sank er zurück auf sein Lager. Er lauschte, doch konnte er nichts vernehmen, als ferne, unbestimmte Töne. Endlich erschien unter den dunkeln Schatten, welche sich um ihn gelagert hatten, ein Licht, das sich gegen ihn herabbewegte; es kam ihm vor, als höre er Jemand mehrere Stufen herabsteigen. Näher und näher kam das Licht, und Ernst erkannte eine menschliche Gestalt. Der Mond, dessen Schein nach und nach schon matter geworden, war jetzt ganz untergegangen, und der anbrechende Morgen reichte nicht hin, die Dunkelheit zu erhellen. Der Mann

setzte die Lampe auf einen Vorsprung des Felsens, wickelte sich in seinen Mantel, und lehnte sich an die Felswand. Frische Morgenluft wehete durch den Raum, und drohte, die Flamme der Lampe zu verlöschen; der Mann beugte sich nieder, dies zu verhindern, und Ernst erkannte in ihm den Deserteur, der ihn verwundet hatte. Er redete ihn an, indem er ihn bei seinem Namen rief. Der Mann antwortete rauh. „Kennst Du mich?“ fragte Ernst.

„Ich Euch kennen?“ erwiderte Jener. „Nein! — Ich weiß nur so viel, daß ich wollte, ich hätte Euch getödtet, oder daß Einer von den andern Burschen, die sich die Mühe nahmen, Euch hieher zu bringen, auch bei Euch geblieben wäre. So aber haben sie mich in diese verwünschte Höhle geschickt, während sie oben munter zechen.“

„Bring die Lampe, und leuchte Dir in das Gesicht!“ sagte Ernst mit gebietender Stimme. Der Mann gehorchte, und hielt sie sich sorglos vor das Gesicht, dann aber wandte er sich bleich und seufzend ab, und obgleich der Graf Alberti jetzt nichts war, als ein hilfloser Gefangener, so sah er doch für den Augenblick in ihm nur den, unter dessen Befehlen er gedient, dessen Geboten er zu gehorchen gewohnt gewesen war. Er preßte einige Worte der Entschuldigung hervor, die ein Gefühl des Augenblicks ihm abnöthigte.

„Es ist hier nicht Zeit zu Entschuldigungen, Michael,“ sagte Ernst. „Ich glaube nicht, daß Du mich absichtlich verwundet hättest; ich bedarf keiner Entschuldigung. Ich sehe, was Du jetzt bist, wäh-

rend ich hier, sterbend vielleicht, und in Dürer Gewalt liege; aber dennoch fordere ich keine Günst von Dir."

Der Mann antwortete nicht, sondern stand schweigend zu den Füßen des Verwundeten; Ernst wendete sich um, und schloß die Augen. Nach einiger Zeit sah er sich wieder um, und der Mann stand noch immer auf der nämlichen Stelle. „Wollen Sie mir wohl eine Frage beantworten?“ sagte der Deserteur.

„Sprich!“

„Kamen Sie hieher, um mich zu suchen?“

„Dich zu suchen?“ erwiderte Alberti mit dem Tone merklicher Überraschung. „Nein, wahrlich nicht! Vor dieser Nacht dachte ich Dürer nicht.“

Der Deserteur erhob den Kopf nicht, sagte aber, schnell sprechend: „Ich erschraf sehr, als ich sah, daß ich meinen Officier niedergestoßen hätte. Ich habe es noch nicht vergessen, daß Sie mich immer mit vieler Güte behandelten; doch jetzt, da ich weiß, daß Sie nicht kamen, mich zu fangen, würde ich Alles thun, um Sie zu retten.“

Alberti war stolz auf diese Rede, und dennoch fühlte er sich beschämt durch die Gegenwart dieses Mannes, der seinen Arm gegen ihn erhoben hatte, ein Deserteur, und ein gemeiner Räuber war.

„Ich habe eine gerechte Strafe empfangen,“ sagte er; „ich bin schuldiger, als Du. Ich habe auch meinen Arm gegen meinen Obern erhoben. Ich verließ ihn sterbend; vielleicht ist er jetzt schon todt. Ich bin auch ein Deserteur; man verfolgt mich schon in diesem Augenblicke, und sollte man meiner hab-

haft werden, so ist mein Leben durch mein Verbrechen verwirrt. Bist Du nicht zu entschuldigen, was bin dann ich?"

Der Mann nahm die Lampe, und verließ eilenden Schrittes die Höhle, doch bald kehrte er zurück, und mit ihm ein Fräuzgimmer, in dessen ganzem Wesen Frechheit mit weiblicher Schönheit auf sonderbare Weise gepaart erschien. Sie trug einen Korb mit Erfrischungen, und verband mit des Deserteurs Hülfe Alberti's Wunde, um welche bisher nur ein Tuch flüchtig gewunden gewesen, ordentlich und regelmäßig.

Tage und Wochen ward Ernst durch die Banditen mit vieler Sorgfalt gepflegt. Von Michael erfuhren sie seine Geschichte, und sein Betragen, sein Muth, so wie Alles, was sie von ihm sahen, gebot Achtung, Vertrauen sogar. — Seine Wunde war geheilt, und er gewann allmählig seine Kräfte wieder, als eines Nachts ein Theil der Banditen, und unter ihnen der Führer der Bande, zu ihm eintraten. Bisher war Ernst immer mit Achtung behandelt worden, doch die Forderung, die man ihm jetzt vorlegte, überraschte ihn im höchsten Grade. Sie sagten ihm, daß sie es wüßten, er könne in seine frühesten Lebensverhältnisse nicht zurückkehren; sie sagten ihm ferner, daß sie ihn bewunderten, achteten, und ihm vertrauten. — Noch hatten sie nicht ausgerebet, als Alberti seine Augen auf den Sprecher richtete, und ihn mit ruhigem, durchdringendem Blicke, in welchem sich das höchste Staunen malte, ansah. Jener blickte zu Boden, und stockte; er hatte in einem Tone zu sprechen angefangen, welcher zeigte, daß er eine Gansf

fordern wolle; doch als er fortfuhr, fühlte er plötzlich, daß er nur eine zu erbitten gekommen. Er machte Ernst den Vorschlag, Führer des Hausens zu werden.

„Nie!“ erwiderte Alberti im Tone des festesten Entschlusses. Ein unwilliges Gemurre lief durch die Bande. Ernst bemerkte dies, und schritt in die Mitte des Hausens. „Hört mich!“ sagte er; „ich spreche zu Männern, und hoffe, daß ich als ein Mann gehört werde. Ihr seid gütig gegen mich gewesen, und ich danke Euch dafür herzlich. Noch ist mein Körper schwach, aber dennoch habe ich es nicht gelernt, irgend Einen von Euch zu fürchten. Ich danke Euch für die Achtung und das Vertrauen, welches Ihr mir beweiset, aber ich kann kein Mitglied Eurer Bande werden. Ich wünsche nicht, Euch zu beleidigen, und will Euch daher die volle Wahrheit erzählen. Nie werde ich Eure Lebensweise ergreifen. Es ist wahr, ich bin ein Flüchtling, vom Geseze ausgestoßen, ich fühle es, aber ich fühle auch, wie schlecht ich jetzt sein mag, daß ich noch schlechter werden kann. — Dessen ungeachtet will ich mich nicht auf überlegene Tugend stützen. — In meinen Augen bin ich der Verworfenste, der Sündenvollste unter Euch allen, doch wahrlich, ich bin auch weit genug gegangen auf der Bahn der Schuld; weiter werde ich nicht gehen. Ihr habt mich in Eurer Gewalt; thut, was Euch gefällt; das Leben kann für mich in Zukunft nicht mehr viel Werth haben. — Weiter habe ich Euch nichts zu sagen. Erinnert Euch daran, daß ich Euch dankbar verpflichtet bin, doch

vergeßt darüber auch nicht, daß ich die Furcht eben so wenig kenne, als irgend Einer unter Euch."

Schweigend hatten die Männer ihn angehört, und nach einer Pause fragte der Hauptmann, mit minderer Ungeduld: „Was erwarten Sie von uns, Graf?"

„Nichts!" erwiderte Ernst kalt.

„Was würden Sie thun, erlaubte man Ihnen, Ihrem eigenen Willen zu folgen?"

„Diesen Ort verlassen!"

„Und uns auf der Stelle verrathen?" rief Einer des Hausens.

„Ich könnte auf diese Frage mit größerer Verachtung antworten," sagte Ernst, mit einem Blicke kalter Geringschätzung, und wandte sich wieder zu dem Capitain. „Hätte jener Mann kein Mißtrauen geäußert, würde ich Euch auseinandergesetzt haben, daß die nämlichen Grundsätze, welche mir untersagen, Euer Gefährte zu werden, es mir auch verbieten, den Angeber zu machen. Ich verlange meine Freiheit als ein Mann, der eben so wie Ihr zu dem ungestörten Genuße derselben berechtigt ist. Ich beleidige weder Euch durch Drohungen, noch mich durch Betheuerungen; Ihr selbst müßt am besten urtheilen können, ob Ihr mir trauen dürft."

Alberti ward in der That wenige Tage nach dieser Unterredung in Freiheit gesetzt. Der Hauptmann der Bande kam in die Höhle, in der Ernst noch immer war, und verkündete ihm seine Freilassung. Ernst dankte ihm, und sogar mit Thränen, und ehe er dem Räuberhauptmann folgte, sagte er zu ihm: „Ich ward bewußtlos an diesen Ort gebracht, ich

habe ich seit der Zeit nie verlassen; werft mir daher Euren Mantel über den Kopf, führt mich in einige Entfernung von der Höhle, und Ihr seid sicher, daß ich Euch nicht verrathe. Aber auch ohnedies würde ich es nie thun."

Von dieser Zeit an hatte Ernst keine Gemeinschaft mehr mit den Banditen, doch blieb er in den Bergen, die sie bewohnten, ohne je von ihnen beunruhigt zu werden. Einst wagte er sich in eine benachbarte Stadt, und erfuhr dort, daß von Seiten der kaiserlichen Behörden Nachsuchungen nach ihm gehalten worden wären, und noch immer gehalten würden. Mit einiger Schwierigkeit gelang es ihm, zu den Bergen Istriens zurückzukehren. In der majestätischen Einsamkeit, zwischen Wäldern und Gewässern, lernte er sein eigenes Herz prüfen, und die Thorheiten und Fehler bereuen, durch die er sonst seine Thätigkeit von Eblern ablenken lassen. — Hier bemächtigten die kaiserlichen Truppen sich seiner. Vergebens erklärte er, daß er in keiner Verbindung mit den Banditen stehe, die man in seiner Nähe ergriffen. Mit ihnen, und als einer von ihnen, ward er nach Wien gebracht.

Die Gräfin Alberti und deren junge Freundin boten jedes nur erdenkliche Mittel an; Ernst's Hingebung zu hintertreiben, aber Alles schien umsonst. Der Tag, der schreckliche Tag, an welchem das Urtheil vollstreckt werden sollte, war schon festgesetzt, und sie ersuchten noch eine Audienz von der Kaiserin. Die betagte Mutter, die jugendliche Braut lagen sprachlos der Herrscherin zu Füßen, und flehten um

Gnade, um Milderung; ihr herzerreißender Kummer sprach statt ihrer. Maria Theresia weinte mit ihnen, und versuchte sie zu trösten, aber obgleich die Kaiserin innig gerührt war, obgleich sie heftig zitterte, so ließ ihre Antwort die Bittenden dennoch fast ganz ohne Hoffnung. Alles, was sie erlangten, war die Erlaubniß, den Verurtheilten noch ein Mal vor seiner Hinrichtung zu sprechen; eine Günst, die ihnen bisher streng verweigert worden war.

Ein unerwarteter Umstand rettete das Leben des Grafen Alberti. Der Räuberhauptmann, welcher nicht mit seinen Leuten gefangen genommen worden, hörte, daß Ernst zum Tode verurtheilt sei. Er selbst war einst ein Mann von Ehre gewesen, und er lieferte sich jetzt frohollig der Gerechtigkeit aus, um alle die nähern Umstände von Ernsts Weigerung, der Führer der Bande zu werden, genau anzugeben. Man glaubte ihm aber nicht ganz, und das Urtheil ward nur abgeändert, nicht aufgehoben. Aber war diese Änderung eine Milderung zu nennen? — Der junge, tapfere Graf Alberti ward in der Blüthe seiner Jugend zu lebenslänglicher Arbeit in den Quecksilberbergwerken zu Idria verurtheilt.

Die erste Nachricht von der Lebensrettung ihres Sohnes erfreute die alte Gräfin Alberti, doch bald kehrte ihr Kummer in seiner ganzen Stärke wieder zurück, indem sie bedachte, welch ein Schicksal ihres geliebten Kindes harre. Bianka aber war jung und lebhaft, und ihre Freude war daher ungetrübt. Sie weihete ihr ganzes Herz, und alle ihre Gedanken einem Plane, zu dessen Ausführung sie auf der Stelle

entschlossen war. — Seit ihrer Kindheit war sie ein Liebling Maria Theresia's gewesen; jetzt aber fürchtete sie, daß ihre kaiserliche Herrin ihren Wünschen entgegen sein werde. Nach reiflicher Überlegung glaubte sie überzeugt sein zu dürfen, daß der sicherste Weg zu Erreichung ihres Zieles sei, der Kaiserin sich selbst zu vertrauen, ehe sie von dem Plane durch einen Dritten benachrichtigt würde.

Der treffliche, ehrwürdige Beichtvater Maria Theresia's liebte die Gräfin Florenheim wie sein eigenes Kind. Zu ihm ging sie, und er hörte sie aufmerksam, mit dem gespanntesten Interesse an. Er war gewohnt, eher auf den Grundsatz, aus dem eine Handlung entsprang, als auf deren Folgen zu sehen, und zu prüfen, ob sie wahrhaft recht wären, nicht, ob das öffentliche Urtheil der Welt sie billigen würde.

Vater Antonio ließ Bianka in Zweifel über seine Meinung, doch wenige Stunden nachdem er von ihr geschieden war, kehrte er zu dem florenheim'schen Palaste zurück, und brachte eine Botschaft der Kaiserin mit sich. Sie verlangte, daß Bianka sogleich vor ihr erscheine. Der Beichtvater verweigerte jede Antwort auf des bedängigten Mädchens vielfache Fragen, und ging, ihr beim Abschied noch sagend, daß er sie zu sehen gedenke, wenn sie von der Kaiserin zurückgekehrt sei.

Bianka gebot, den Wagen vorfahren zu lassen, und kurze Zeit nachdem sie den kaiserlichen Befehl erhalten, ward sie in die Privatgemächer ihrer Herrscherin zugelassen. Hinlängliche Zeit blieb sie hier allein, um mit Muße darüber nachzudenken, weshalb Maria

Theresia sie zu sich beschieden. Endlich erschien die Herrscherin, lächelte, als sie das Haupt zum Grusse neigte, und setzte sich dann so, daß sie die erröthende Bianka ganz sehen konnte. Sogleich fing sie nun auch an, von dem zu sprechen, was für Bianka jetzt das Wichtigste war. „Ich habe mit dem Vater Antonio gesprochen,“ sagte sie; „Sie, Gräfin Florenheim, waren der Gegenstand unseres Gespräches. — Ich habe Ihre Gegenwart verlangt, doch obgleich ich Ihre Freundin bin, will ich jetzt als Ihre Monarchin zu Ihnen reden; als solche verlange ich nicht Ihr Vertrauen. Sagen Sie mir nur, haben Sie es überlegt, wissen Sie es, daß Sie des Grafen Alberti Loos im eigentlichen Sinne des Wortes theilen müssen, wenn Sie ihn zu den Minen von Idria begleiten? — Von dem Augenblicke an, daß Sie seine Frau werden, sind Sie nur das Weib eines Bergarbeiters zu Idria. Ihr Titel, Ihr Rang, Ihr Vermögen sind verwirkt. Sie sind Ihrem Manne sogar zu den niedrigsten Diensten verpflichtet.“

„Gräfin Bianka von Florenheim,“ fuhr sie fort, „können Sie es wagen, dies Alles zu unternehmen? Haben Sie es bedacht, daß die Kraft Ihres Geistes jetzt durch Enthusiasmus gesteigert sein kann? Haben Sie an gänzliche Armuth, an Mangel gedacht? Fühlen Sie sich überzeugt, daß Sie noch eben so denken werden, wenn die erste Aufregung vorüber ist, wenn Niemand um Sie ist, der Ihre gränzenlose Aufopferung für den Grafen Alberti bewundert, wenn Ihr Name vergessen ist in den Kreisen, in denen Sie bisher gelebt haben, gänzlich vergessen,

bei einigen wenigen Freunden ausgenommen, die Sie nie mehr wiedersehen werden; glauben Sie, daß Sie auch dann noch sich des Schrittes freuen werden, den Sie jetzt im Begriffe stehen, zu thun? Wenn Ihr Gatte vielleicht in dem Lenze seiner Jugend dahinschwelkt, und Niemand zu seinem Beistande hat, als sein Weib, das selbst zu krank und matt ist, um an der Seite seines Sterbelagers zu weilen, werden Sie auch dann keine Reue empfinden?“

Die Kaiserin wiederholte ihre Frage noch ein Mal, denn die Worte, welche derselben vorangegangen waren, hatten Bianka's Gedanken verwirrt. Sie malte sich den jugendlich kräftigen Ernst, dahinschwindend, und in ihren Armen sterbend. Matt erhob sie das Haupt, als die Kaiserin wieder fragte. „Was meine Gefühle dann sein werden? — Ach, ich kann es mir kaum selbst denken. Kummer, ganz gewiß Kummer, aber nur für ihn; das müßte in einem solchen Augenblicke das vorherrschende Gefühl sein. Glückseligkeit,“ und über ihr ganzes Gesicht breitete sich ein wonniges Lächeln, indem sie dies sprach, „wahre Freude in Hinsicht meiner, weil ich die beglückende Überzeugung hätte, daß ich dann bei ihm wäre, und hoffen, glauben dürfte, daß ich bald auf ewig mit ihm vereint sein würde.“ — Bianka fuhr fort zu sprechen, und es war klar, daß ihr Geist alle die Schrecken erwogen und überwunden hatte, die in dem Gedanken liegen mußten, Albert's Weib zu sein.

Maria Theresia lauschte ihren Worten mit der größten Aufmerksamkeit; noch ein Mal fragte sie: „Sind Sie entschlossen, Graf Albert zu den Mimen

von Isbria als sein Weib zu folgen, und auf Rang und Reichthum zu verzichten?" Bianka fiel ihr zu Füßen, erhob ihre gefalteten Hände zu ihr, und sagte: „Gott und meine Kaiserin sind nur zu gütig gegen mich, daß sie mir erlauben, ihm zu folgen. Mit Freude, mit inniger Dankbarkeit leiste ich auf Rang und Reichthum Verzicht.“ Noch einen ernsten, durchdringenden Blick richtete die Kaiserin auf das schöne Mädchen, und sagte dann nach einer Pause: „Ich bin zufrieden; — Ich bin ganz zufrieden.“ — Die Strenge ihres Blickes verschwand, als sie fortfuhr: „Ich kann Ihre Vermählung nicht billigen, aber ich werde mich ihr nicht widersetzen.“

Bis jetzt war Bianka im Verhältniß zu den Umständen sehr ruhig gewesen, nun aber bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, und ein Strom von Thränen verschaffte ihrer gepreßten Brust Erleichterung. Maria Theresia wollte sie gütig emporheben, doch Bianka sprang selbst auf, und sagte mit freudeglänzendem Gesichte, auf welchem noch die Thränen hingen: „Verzeihung, Verzeihung, Ew. Majestät. — Halten Sie meine Thränen nicht für ein Zeichen des Kummer; sie wurden der Freude geweint.“

Die Kaiserin öffnete die Thür, durch welche sie eingetreten war, und leitete das zitternde Mädchen in ein kleines Betzimmer. „Ich muß hier noch mit Ihnen sprechen, bevor wir scheiden,“ sagte sie, und zugleich zeigte ihr Ton, ihre Sprache, ihr ganzes Benehmen von der innigsten Zärtlichkeit. „Ich habe als Ihre Kaiserin zu Ihnen gesprochen, jetzt aber sollen Sie nur die Freundin hören. Hier werden

wir jeden irdischen Unterschied des Ranges vergessen; hier, meine theure Bianka, fühlt sich die Kaiserin selbst dem Weibe eines armen Bergarbeiters untergeordnet. Sage mir Alles aufrichtig, mein theures Kind," fuhr sie nach einer geringen Pause fort, und faßte zärtlich Bianka's Hände, indem sie sie zugleich näher zu sich heranzog, und ihr dabei in das offene Auge blickte. „Vertraue deiner Freundin. Mußt du, willst du diesen rasch gefaßten Plan ausführen? und was ist dein Hauptbeweggrund?"

„Ich liebe!" entgegnete Bianka, und nach diesen beiden Worten, so ausgesprochen, bedurfte es für Maria Theresia fast keiner weitem Erklärung mehr. „Ich liebe Ernst," fuhr Bianka fort, „um seiner selbst willen. Ich liebte nicht seinen Rang oder seine Reichthümer; er ist noch immer er selbst, ist noch immer Ernst Alberti, und deshalb liebe ich ihn auch noch immer. Ich kann mit ihm in Elend und Verachtung leben, ich kann mit ihm sterben. Meine Worte mögen die eines romanhaften Wesens scheinen, aber sie fließen aus der tiefsten Überzeugung. Ich fühle, daß ich zu einer Freundin spreche. Ich öffne Ew. Majestät mein ganzes Herz, wenn ich Ihnen sage, daß ich nur einen Pfad vor mir sehe, und daß bei Betretung desselben mein Herz und meine Grundsätze in der innigsten Übereinstimmung sind."

„Und ich," unterbrach sie die Kaiserin, „ich bekenne, daß ich Sie jetzt verstehe, und Ihren Entschluß billige. Mein Kind, Sie müssen mich verlassen, oder —" Bianka sank der Kaiserin zu Füßen; sie hoffte, sie flehte für einen Augenblick, doch die

Worte versagten ihr, als sie die ruhige, unveränderte Beigerung in Maria Theresia's Blicken sahe. „Ich habe Ihnen jetzt nur noch Lebewohl zuzurufen,“ sagte die Kaiserin. „In diesem Betgemache werde ich Ihrer in meinen Gebeten beständig gedenken. Erinnern auch Sie sich meiner, nicht als Ihrer Monarchin, sondern als Ihrer Freundin, und lieben Sie mich als solche.“

Auf dem Altare lag ein Meßbuch; die Blätter wurden durch einen Rosenkranz von Perlen offen gehalten; die Kaiserin hatte ihn hier liegen lassen; es war der Rosenkranz, den sie beständig zu tragen pflegte. Jetzt preßte sie das Kreuzifix, welches von demselben herabhing, schweigend an ihre Lippen, und reichte ihn hierauf ihrer jungen Gefährtin; schweigend küßte sie sie auf Stirn und Wangen, und dann schied sie.

Noch an diesem Abende besuchte Bianka Ernst's Gefängniß; schon ein Mal war sie früher hier gewesen, es geschah, um seine letzte Umarmung zu empfangen. Jetzt sah sie lächelnd die dunkeln Höfe. Freudig schritt sie durch die gewichtigen Pforten, welche sie von Dem trennten, den sie liebte, und das Kreischen der Riegel und Angeln schien ihr nicht mehr fürchterlich. Ernst hörte voller Überraschung den Schrei des Entzückens, mit dem Bianka ihm in die Arme stürzte. Vergebens fragte er mit den Augen seine Mutter und den Vater Antonio, welche langsam folgten, um eine Erklärung. Er bewegte sich nicht, als sie ihn mit ihren zarten Armen umschlang, und ihm zärtlich, doch mit einem Ausdrücke des Vorwurfs, in das Gesicht

sah. „Mein Geliebter!“ sagte sie; „ich bin sehr kühn, doch nicht immer war es so. Blickst du mich kalt an? Theurer, theurer Ernst, muß ich dich erst an unsere so lange bestehende Neigung erinnern? Schweigst du noch immer? Dann muß ich wohl die Sache in Erinnerung bringen, die dich so oft berebt gemacht hat. Ich erröthe nicht,“ sagte sie, und zugleich strafte eine tiefe Röthe ihre Worte Lügen. — „Willst du mich nicht verstehen? Willst du dich nicht zurückerinnern an die Zeit, in welcher ich mich betrug wie ein verschämtes Mädchen, um, wie alle verschämte Mädchen, überredet und gezwungen zu werden? Damals hast du mich oft zu zurückhaltend genannt. Doch nun,“ sagte sie, und blickte ihn dabei mit ihrem seelenvollen, unschuldsklaren Auge dreist an, „nun bietet eine Frau ihrem Gatten ihre Hand. Theurer Ernst, willst du diese Hand nicht annehmen?“ Sie lächelte und hielt ihm ihre kleine, weiße Hand entgegen. Er ergriff die dargebotene, zog sie an seine Lippen, und hielt sie dann zitternd zwischen seinen eigenen. „Meine süße Bianka,“ sagte er, und als er sie ansah, entströmten Thränen seinen Augen, „ich war auf diesen Auftritt vorbereitet. Ich wußte, daß du so sprechen würdest, wie du es jetzt gethan. Fast möchte ich wünschen, du wärest weniger treu, weniger du selbst gewesen. Ach, wie könnte ich nur die kleinste deiner zarten Liebkosungen zurückweisen! — doch ich muß fest sein. — Wir müssen scheiden. Meine theure, meine geliebte Bianka, ich will nicht von Armuth sprechen, obgleich der Abstand für dich, ein zartes Mädchen, das unter allen Gemächlichkeiten, allen An-

nehmlichkeiten eines hohen Ranges und bedeutenden Vermögens aufgewachsen ist, zu hart wäre. Aber, Bianka, du bist ein Weib, und soll ein zartes, hilfloses Weib verdammt sein, ein elendes Leben in finstern, fürchterlichen Höhlen hinzuschleppen, wo schon die Luft, die sie einathmet, Gift ist?"

„Alberti!“ erwiderte Bianka mit ruhigem Ernste, „haben nicht alle die Bergarbeiter Frauen?“

„Das mag sein,“ sagte er, „allein diese Frauen sind arme, vernachlässigte Geschöpfe, an des Lebens Härten gewöhnt; sie müssen fast gleichgültig geworden sein gegen das Elend.“

Bianka sah ihn an, als habe sie ihn nicht recht verstanden; ihre schlanke Gestalt schien zu majestätischer Höhe anzuwachsen; ihr ganzes Gesicht erglänzte wunderbar, indem sie sprach: „Und denkst du denn, Ernst, daß Unglück jene Festigkeit gewähren kann, die nur der Altar, nur die Religion Gottes einzufloßen vermag? Glaube mir, Geliebter, wenn ich deine Gefährtin, die glückliche Gefährtin in deinem Elende werde, so denke ich nicht an meine weibische Schwäche. Nein, ich erwarte Kraft von einem andern Arme, von Ihm, der die Bürde aller seiner Kinder erleichtert, wenn sie zu groß wird. Er wird unsere Gebete hören, und uns nicht verlassen. Eines Bergbauers Hütte kann auch eine glückliche Heimath sein; für mich muß sie es sein, denn mein Glück besteht darin, bei dir zu weilen. Wolltest du, daß ich im Besitze meines Titels und Vermögens elend wäre? Ich bitte um mein Glück, weit mehr, als um das deine. — Muß ich so lange bitten?“

Nicht ihre Sprache war es, sondern der fast überirdische Ausdruck in Ton und Mienen, welche machten, daß Bianka's Worte eine beinahe unwiderstehliche Wirkung hervorbrachten. Schweigend betrachteten die drei Anwesenden sie, als sie nun geendet hatte, und ihre Hand Ernst entgegenstreckte; als ihr Gesicht, wechselsweise dem Vater Antonio und der alten Gräfin zugewendet, in Freude erglänzte, und ihr reines, klares Blut sichtbar schneller durch die Adern nach Hals und Wangen und Lippen strömte, auf denen noch eine göttliche Verebtheit zu thronen schien. Ein Sonnenstrahl hatte durch das kleine, vergitterte Fenster des Kerkers Eingang gefunden, und fiel gerade auf Bianka's ausgestreckte Hand. Als Ernst das blasser, durchsichtige Roth zwischen den zarten Fingern schimmern sahe, dachte er mit Entsetzen daran, daß das reine, klare Blut, welches jetzt noch rasch durch die Adern strömte, in der vergifteten Atmosphäre der Minen bald dick, schwarz und stotzend werden würde. Er dachte daran, wie bald der Glanz ihrer Augen verschwinden, der jugendlich-rasche Schritt in ein mattes Schwanken sich verwandeln, wie bald das Leben aus der unendlich reizenden Gestalt Bianka's an jenem Schreckensorte ganz schwinden werde. Ernst wollte sprechen, aber der ehrwürdige Beichtvater unterbrach ihn, indem er den Vorschlag machte, daß vor dem Abende des vierten Tages nichts Bestimmtes beschlossen werden sollte. Dann, sagte er, würde die junge Gräfin mit gehöriger Ruhe über das nachgedacht haben, was sie zu thun willens sei, und so lange würde man auch wohl Ernst gestatten,

in Wien zu bleiben. „Ich willige in diese Verzögerung,“ sagte Bianka, „doch nur unter der einen Bedingung, daß mein Vorschlag, so kühn er auch immer sein mag, dann keinen Widerstand mehr finde, wenn ich noch auf meinem Entschlusse beharre. — Du weißt es, theurer Ernst, daß ich nicht wanken kann.“

Bianka ging mit ihrem Gatten zu den Minen. Die niedre Hütte eines Bergarbeiters in den Minen von Idria war ein trauriger Ersatz für den prachtvollen gräflich-albertischen Palast an den Ufern der Donau, der jetzt von Seiten des Staats in Beschlag genommen worden war; die ehrwürdige alte Gräfin hatte eine lebenslängliche, geringe Einkunft behalten. Doch Bianka lächelte wie bei dem Ziele erreichter Glückseligkeit, als sie, auf den Arm ihres Gatten gestützt, vor der Hütte stand, die ihre künftige Wohnung sein sollte. Ihr Führer öffnete die Thüre, doch Ernst hatte bei dem Eintreten vergessen, sich zu bücken, und empfing einen heftigen Stoß an die Stirn. Bianka stieß einen Schrei des Schreckens aus, ihr erster und einziger Klagelaut in der dunkeln Höhle. Die Angst, welche sie bei diesem Unfalle zeigte, verbannte die finsternen Gedanken, denen ihr Gatte sich im ersten Augenblicke überlassen; um sie zu beruhigen, zwang er sich, heiter zu sprechen, und sogar heiter zu fühlen. Bianka strich ihm das Haar aus der Stirn, die Beule zu sehen, die durch den Stoß entstanden, küßte sie mehrmals mit Zärtlichkeit, und sagte dann: „Im Grunde, lieber Ernst, ist die Wirkung dieses Unfalles gar so übel nicht gewesen, da er das Lächeln auf dein Gesicht zurückführt hat.“

Des Bergbauers Hütte ward täglich ein beglückenderer Aufenthalt; die Augen ihrer Einwohner hatten sich bald an das Dämmerlicht gewöhnt, und Alles, was ihnen bei ihrem ersten Eintritte in die Höhle in gänzlicher Finsterniß vergraben zu liegen geschienen, trat allmählig an das Licht, und gewann Gestalt und Wesen. Bianka begann mit wahrem Vergnügen auf die Wände und die rohen Geräthschaften ihres allzu engen Gemaches zu blicken. Sie hatte nicht die Zeit, nutzlosen Sorgen nachzuhängen, denn die Pflichten ihres neuen Standes beschäftigten sie unaufhörlich. Mit dem größten Eifer verrichtete sie die niedrigsten Geschäfte, besserte ihres Mannes Kleider aus, und war zu glücklich, wenn sie so viel Zeit gewinnen konnte, von einem alten Schranke eines der Bücher herabzunehmen, die sie mit sich gebracht hatte. Schnell vergingen die Tage, und wenn die jungen Gatten des Abends gemeinschaftlich niederknieten, ihre tägliche Andacht zu verrichten, so war ihr Dank gegen den Schöpfer eben so aufrichtig, als ihr Gebet gewiß aus innerstem Grunde des Busens kam. Alberti war durch den Enthusiasmus, der Bianka im Anfange fähig machte, all das herbe Leid und Elend zu ertragen, nicht überrascht worden, aber in der Folge überraschte es ihn dennoch, als ihr Geist bei der Ruhe gänzlicher, unveränderter Hoffnungslosigkeit gleich heiter blieb; ihre Güte und Milde eher zu-, als abnahmen.

Eine andere Prüfung nahete den Gatten; Bianka, die zarte Bianka, sollte Mutter werden; und als Ernst eines Abends von der Arbeit zurückkehrte, fand

er sein Weib damit beschäftigt, Kleider für ihr noch ungebornes Kind zu verfertigen. Er setzte sich neben ihr nieder und seufzte; Bianka aber sang fröhlich, und hörte nur auf, um ihren Gatten lächelnd zu umarmen, mit dem süßesten Lächeln, glaubte er, daß je um ihre Lippen schwebte.

Die Frau eines anderen Bergarbeiters, welche Bianka während einer gefährlichen Krankheit gepflegt hatte, erklärte sich freudig bereit, ihr in der Stunde der Gefahr beizustehen, und von den Armen dieser Frau empfing Ernst seinen erstgeborenen Sohn, das Kind, welches mit aller Sorge, mit allem Glanze eines hohen Ranges empfangen sein würde, wäre es unter anderen Verhältnissen geboren worden. Doch Ernst vergaß diesen Gedanken über der Freude, daß Bianka wohl war, und schlich sich auf den Behen an ihr Lager.

„Ich habe Gott im Stillen gebankt,“ sagte sie ihm, nachdem ihr Gatte sich nieder gebeugt hatte, sie zu küssen; „doch ich bin sehr schwach. Theurer Ernst, knie nieder neben meinem Bette, und bringe dem Himmel nebst deinem eigenen Danke auch den meinigen dar.“

Eine wunderbare Kraft schien der zarten Mutter durch Den gegeben zu sein, der „den Wind dem geschorenen Lamme zumißt,“ und schnell erholte sie sich wieder. Als das Kind aber etwa einen Monat alt war, begann Bianka, für dessen Gesundheit besorgt zu werden. Es machte ihr vielen Kummer, daß sie sich von dem kaum Geborenen schon wieder trennen sollte, doch sie hielt es für ihre Pflicht, darum

zu bitten, daß sie ihn aus den Minen entfernen, und der alten Gräfin Alberti zur Pflege und Erziehung überschießen dürfe. Es war wahrlich hart, ihn von sich zu lassen, ehe er noch eine Erinnerung von den Eltern mit in die Welt nehmen konnte, die ihn nie mehr wieder sehen sollten, bevor sein erstes Lächeln gezeigt, daß er die Liebe und Sorgfalt der Mutter, die ihn geboren, erkenne. Aber Bianka wagte es nicht, an ihren eigenen Kummer zu denken, da die Umstände diese Trennung heischten. Sie wußte es, daß die elenden Bewohner der Minen dem Tode täglich mehr entgegenwelkten, sie wußte, daß ihr Leben selten über die zwei ersten Jahre ihrer schrecklichen Einkerkierung hinausreichte, und sie zitterte vor Verlangen, ihr zartes Kind einer reinen, gesunden Luft zuzufenden.

Um diese Zeit bemerkte Ernst, in einer der Galerien mit Arbeit beschäftigt, einen Fremden, der in Gesellschaft des Aufsehers auf ihn zukam. Ernst wandte sich ab, als der Fremde vorüberging, doch verwundert lauschte er den Tönen einer Stimme, die ihm bekannt war; er konnte sich nicht täuschen, denn der Fremde sprach mit ausländischem Dialekte. Anfangs war er schon fest entschlossen, ihn nicht anzureden, aber noch war der Fremde erst wenige Schritte gegangen, als Ernst vor ihm stand, und ihn fragte: „Signor Everard, haben Sie mich vergessen?“ Der Italiener, welcher hiehergekommen war, die Minen zu besuchen, erkannte in der That auf den ersten Blick in dem elenden, abgemergelten Geschöpfe, das hier vor ihm stand, nicht den jungen, tapfern Gra-

fen Alberti, den er in Wien als einen der vorzüglichsten, geachtetsten jungen Männer am ganzen Hofe gekannt hatte. Wen würde ein solcher Gegensatz nicht überrascht haben? Wer würde sich geweigert haben, die Bitte zu erfüllen, die Ernst nun aussprach? — Er bat Everard, sein Kind mit sich aus den Minen zu nehmen, und es der Sorgfalt seiner Mutter zu übergeben. Der Italiener zögerte nicht einen Augenblick, die Erfüllung seines Wunsches zu versprechen, aber sein Herz, seine Seele wurden von der innigsten Theilnahme aufgeregt, als Alberti ihn nun zu seiner Hütte führte, und er hier die bleiche, zarte Bianca, einer geknickten Lilie gleich, sich über ihr krankes Kind beugen sah, auch von Elend und Mangel umringt, noch die holde Anmuth eines tugendhaften, hochgeborenen Weibes bewahrend; die Thränen traten ihm in die Augen, als sie mit süßer Stimme, mit beszauberndem Lächeln ihn bat, sich ihres Kindes anzunehmen.

Auf der Stelle verließ der Italiener die Minen, um sogleich Anstalten zu treffen, das Kind mit sich nehmen zu können, doch kaum hatte er das nahegelegene Posthaus erreicht, als ihm ein Mann entgegentrat, der sich ängstlich bei ihm erkundigte, ob Alberti oder dessen Gattin noch am Leben wären. Wenige Stunden später kam, ebenfalls gerade von Wien angelangt, ein anderer Mann, welcher mit gleicher Angst, mit gleicher Hast die nämliche Frage that. Der Eine war ein naher Verwandter Bianca's, der Andre ein Waffengefährte Alberti's, und dessen vertrautester Freund. Endlich war dem jungen Ver-

bannten auf die dringenden Bitten des Generals, den er verwundet hatte, Pardon ertheilt worden, und die Kaiserin selbst ließ Alberti an den Hof zu Wien zurückrufen.

Die Überbringer dieser frohen Botschaft stiegen sogleich in die Minen hinab. Als sie sich Alberti's Hütte näherten, schimmerte durch einige Fugen Licht; dies veranlaßte sie, leise näher zu treten, und die unglücklichen Einwohner einige Augenblicke ungesehen zu beobachten. Obgleich in ein dunkles, schlechtes Gewand gekleidet, und fast bis zum Unkenntlichen zusammengefallen, blieb doch noch genug von der frühern Anmuth und Schönheit übrig, um ihnen zu sagen, daß die bleiche, weibliche Gestalt, welche sie sahen, Bianka sei; das Herz fühlte sich zu ihrer aufrichtigsten Bewunderung hingezogen, als sie so da saß, an ihren Gatten gelehnt, und ihr Kind seinen Küssen entgegenhaltend; ihr schönes, dunkles Haar floß sorglos zu beiden Seiten der Stirn herab, und sie schien nur in ihrem Manne zu leben. Und dies war eben die Bianka, die allein unter allen Schönheiten des Wiener Hofes die Blicke der jungen Männerwelt auf sich zog, als sie noch von Pracht und Glanz umgeben war, als noch Juwelen ihr jetzt schlichtes Haar schmückten. — Noch ward die Thür nicht geöffnet, denn Bianka sang ihrem Gatten etwas vor. Sie hatte einen Gesang gewählt, den die verborgenen Lauscher in ihren eigenen prachtvollen Sälen von ihr gehört hatten, als sie daselbst das letzte Mal gesungen. Der süße, klagende Klang ihrer Stimme schien dort nicht am rechten Orte, wo Alles Freude

und Fröhlichkeit war; hier aber, zu der düstern Einsamkeit paßte er, — es war der Gesang der Hoffnung in der Höhle der Verzweiflung. —

Bianka's Gefühle, als sie dem dunkeln Schachte in dem Mineneimer entstieg, vermag keine Feder zu schildern. Nur widerstrebend hatte sie Ernst's Bitten nachgegeben, sich zuerst herauswinden zu lassen. Das Kind an ihren Busen gedrückt, die Augen mit einem dichten Schleier bedeckt, und von dem Aufseher der Minen unterstützt, entstieg sie allmählig dem fürchterlichen Orte. Die feuchten Dünste, die sich rings an der Höhle ansetzten, tropften auf sie nieder, aber sie achtete es nicht, nur ein Mal erhob sie den Blick zu den Sternen, welche hoch, hoch über ihr glänzten, aber sogleich beugte sie das Haupt wieder nieder auf ihr Kind, und blieb nun stehen, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen. Mehrmals stieß der Eimer an den Seiten des Schachtes an, und sie schauderte zusammen, aber ihr Gefährte wandte mit Ruhe die Gefahr ab; endlich ward sie auf den festen Grund gehoben. Sie blickte nicht auf, sondern kniete an der Höhle nieder, und erleichterte ihr gepreßtes Herz im brünstigen Gebete, bis sie den Eimer, der ihren Satten trug, sich nähern hörte. Die Kette kreischte, und der Eimer schwankte, als er über dem dunkeln Abgrunde angehalten ward. Selbst jetzt waltete noch Gefahr; Ernst mußte unbeweglich stehen bleiben, sonst konnte er auf dem Gipfel der Hoffnung noch in den gähnenden Abgrund unter ihm gestürzt werden. Bianka fühlte dies, und wagte nicht, sich zu regen; krampfhaft stockte ihr Athem — jetzt sah sie

durch ihren Schleier, wie man die Bretter über die Öffnung des Schachtes schob — sah Ernst aus dem Eimer springen — irgend Jemand erfaßte ihr Kind — sie streckte sprachlos ihrem Gatten die Arme entgegen, und sank dann ohnmächtig zusammen.

Viele Herzen waren betrübt bei der Abreise des Grafen Alberti und dessen jugendlicher Gattin. Die Bergleute, mit denen sie so lange gelebt, hatten es gelernt, sie zu lieben, zu einer Zeit, in einer Lage, wo schon so viele Herzen die Hoffnung wie die Liebe verlernt hatten; sie hatten durch ihre freundlichen Worte, aber ungleich mehr noch durch ihr erhabenes Beispiel, es gelernt, das Heer der Sorgen von sich zu wälzen, und täglich mehr und mehr einen Frieden, eine Ruhe zu suchen und zu finden, die keine Beschreibung dulden. Ernst und Bianka hatten sie einsehen gelehrt, ein wie kostbarer Schatz die Religion ist! — War es da wohl zu verwundern, daß bei ihrer Abreise Alle sich um sie sammelten, und weinend von ihnen Abschied nahmen, als Ernst sein Handwerksgeräth, und die spärliche Einrichtung seiner Hütte unter sie vertheilte? War es da wohl überraschend, daß Ernst und Bianka, auf dem grünen Rasen sitzend, wogende Zweige und einen reinen, klaren Himmel über sich, frische, gesunde Luft einathmend, dennoch mit einem Gefühl der Sorge und des Kummerd auf die Minen von Idria blickten? —

Ernst und Bianka wurden öffentlich in all ihre Titel und Reichthümer wieder eingesetzt. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Wien erschienen sie zu diesem Zwecke das erste Mal wieder am Hofe. Auf Kaiser-

lichen Befehl waren sämtliche Prinzen Osterreichs, und die Großen des Hofes, prachtvoll geschmückt, und mit Juwelen überdeckt, versammelt. Durch die Mitte derselben hin, seine schwache, ehrwürdige Mutter leitend, schritt der Graf Alberti dem Throne zu. Tiefe Röthe schien sich über sein männlich schönes Gesicht ergossen zu haben, und die Hand, welche seiner Mutter zur Stütze diente, zitterte heftiger, als die Gestützte selbst. Die Kaiserin hing ihm mit eigenen Händen den Orden des goldenen Bließes um, und gab ihm das Schwert zurück, das er früher verwirkt hatte, doch als sie dies that, fielen ihre Thränen auf den goldenen Griff; der junge Krieger küßte sie mit zitternden Lippen hinweg. Aber bald wendeten sich Aller Blicke auf Alberti's Gattin, welche sich nun nahete, ihr schlummerndes Kind auf ihren Armen, und von dem edelherzigen General unterstützt, der ihres Gatten Pardon ausgewirkt hatte. Dianka hatte es nicht vergessen, daß sie bis jetzt nur noch das Weib eines Bergarbeiters zu Ibria sei, und keine köstlichen Stoffe schmückten ihre reizenden Formen. Noch war keine Spur von Röthe auf ihre marmorebleichen Wangen zurückgekehrt, noch hing ein trüber Schatten über ihrem sonst so feurigen braunen Auge, doch ihre zartgeformten Lippen hatten ihr schönes Roth schon wieder gewonnen, und ihr dunkles braunes Haar, nur von einem einfachen Bande umwunden, stand im Glanze gegen die Flechten der anderen Damen rings umher, nicht zurück. Sie trug ein weites Gewand von weißer Seide, nur mit einem einfachen Bouquet von Rosen geschmückt, denn seit sie die

Minen verlassen, war sie eine noch ungleich größere Liebhaberin der Blumen geworden, als sie früher gewesen. Jedes Auge war auf sie gerichtet, und die Kaiserin wandte sich kalt von den geschmückten Gestalten an ihrer Seite zu der einfach gekleideten Bianka. Von dem Throne herabsteigend, beeilte sich Maria Theresia, sie aufzuheben, ehe sie noch auf ihre Knie niedergesunken war, und sie gleich einer theuren, geachteten Freundin küssend, leitete sie die zitternde Bianka zu den höchsten Stufen des Thrones. Dort wandte sie sich mit wahrhaft königlichem Blicke an die ganze Versammlung, und sprach: „Dies ist das Wesen, welches wir Alle als die schönste Zier dieses Hofes achten sollten; dies ist die Frau, Ihr anderen Frauen Östreichs, die ich, Eure Monarchin, Euch Allen als ein Muster darstelle — von der ich es mit Stolz erkenne, daß ich sie in Ausübung der Pflichten unseres Geschlechtes hoch über mir erhaben sehe. Sollen wir es nicht von ihr lernen, uns von der falschen Freude an Eitelkeit und Pracht hinwegzuwenden, und gleich ihr, mit Bescheidenheit, doch auch mit Festigkeit, den Geboten der Religion zu gehorchen, durch deren Befolgung sich eine wahrhaft große Seele bekundet? — Graf Alberti,“ fuhr die Kaiserin fort, „jeder Gatte kann Ihnen Ihren Aufenthalt in den Minen von Idria beneiden. Möge Gott Euch Beide segnen, und Euch in dem hohen Range, im Besitze eines glänzenden Vermögens so glücklich sein lassen, als Ihr es in der Hütte eines Bergarbeiters zu Idria waret.“

Kalsandoni's Tochter.

Neugriechische Erzählung.

— „Die Sonne geht unter, und die Thore müssen noch vor Abend geschlossen werden; es war Kalsandoni's letzter Befehl. — Mädchen, was hast du unten noch so lange zu suchen?“ — So ward von der Spitze einer Treppe herabgerufen, die zu der Sommerwohnung von Kalsandoni's Hausfrau führte.

„Ich komme, Mutter!“ tönte die Antwort zurück. „Im Augenblick bin ich bei dir. — Die Sonne ist noch nicht ganz untergegangen.“ So antwortete Euphrosinens Silberstimme vom Gartenthor her. Aber noch lieblicher tönte die Stimme, mit der sie dann flüsterte: „Nun sei aber gehorsam, Carlo, und verlaß mich. Es wird gleich dunkel werden, und du kannst nicht mehr in die Stadt gelangen.“ Der Rath ward aufgenommen, wie guter Rath gewöhnlich, das heißt, mit gänzlicher Nichtachtung seines Werthes, und die liebliche Ertheilerin mußte ihn nochmals geben; aber auch da noch wollte Carlo die Nothwendigkeit seiner schnellen Entfernung nicht einleuchten. Das machte denn neue Beweisgründe nöthig, und so wurde das Gespräch verlängert, bis die Stimme von Kalsandoni's Weib noch lauter aus der Höhe ertönte.

Die Sonne tauchte jetzt plötzlich in das Meer, welches sie in Feuer zu setzen schien. Zugleich ward der Schall des mütterlichen Fußtrittes auf der Treppe hörbar, und heischte eine schnelle Trennung.

„Lebe wohl, Geliebte! — Lebe wohl, Licht meiner Seele, meine einzige Euphrosine!“ flüsterte eine männliche Stimme, und den Worten folgte ein Ton, welcher bewies, daß die Lippen des Sprechers auch noch Anderes könnten, als sprechen. Aus Schreck über diese Dreistigkeit taumelte Euphrosine mehrere Schritte zurück, am ganzen Körper zitternd, und röther als die Rosen an dem Strauche, unter dem sie stand.

„Das vergebe ich dir nie, Carlo,“ sagte sie, als sie ihren Athem wiedersand. „Nie hast du früher wagen dürfen, so viel auf meine Nachsicht zu bauen.“

„Nie!“ sagte Carlo. „Niemals, meine Geliebte. Es ist meine erste Beleidigung, und sollte daher vergessen werden; es kann vielleicht meine letzte sein, und muß daher verziehen werden.“

„Deine letzte, Carlo? — Himmel, ich hoffe nicht! Was meinst du?“

Carlo lachte. „Euphrosine,“ sagte er, „deine Worte fielen glücklicher Weise in ein Ohr, welches sich an nichts erinnern kann, als daß du das lieblichste Kind der Natur bist. Aber was würdest du sagen, meine Geliebte, die du so bald meine Braut sein wirst, was würdest du sagen, wenn ich für längere Zeit Abschied von dir nehmen wollte?“

„Geht, wenn Ihr wollt, mein Herr!“ erwiderte Euphrosine lachend. „Aber,“ fuhr sie fort, und ihr

Lächeln erstarb, „vielleicht gehet Ihr, um mit Argyrophili's Tochter vermählt zu werden? — Ich frage das aus bloßer Neugierde. Ihr Italiener liebt jedes Mädchen nur eine Woche, und heirathet dann am Sonntag irgend ein altes Weib, oder eine Fremde, ihres Geldes wegen.“

„Es könnte wohl sein, daß ich ginge, um Eine zu heirathen, die ich schon oft gesehen habe!“ entgegnete der Italiener.

Euphrosine's funkelnde Augen hefteten sich auf Carlo's Züge, als wollte sie mit den Blicken hören.

„In den Augen Einiger,“ fuhr der Italiener fort, „ist meine Braut die Lieblichste von allem, was man auf Erden sieht.“

Euphrosine machte sich los von der Hand, die sie hielt.

„Aber mir erscheint sie in diesem Augenblicke ganz abscheulich.“

Schweigend legte Euphrosine ihre zarten Rosenfinger wieder in die Hand, die ihr noch immer dargebotten ward.

„Dennoch ist sie das treueste Geschöpf, dem der Mensch je sein Herz anvertraute,“ sagte Carlo.

„Quäle mich nicht länger mit deinen Scherzen, sondern laß mich gehen!“ bat Euphrosine.

„Sie sollte dich nicht beunruhigen,“ entgegnete der Italiener, „denn sie ist das Weib eines Jeden, der sich ihr bietet.“

„Ist sie reich?“

„Unermeßlich!“

„Und jung, zärtlich, zart, verständig?“ sagte

Bergiselmanich III.

6

Euphrosine unter Thränen. „Dann geh, Carlo, und sei glücklich!“

„Sie ist das Alles. — Jung, denn sie ist das Geschöpf des Augenblicks; zärtlich, denn wenn sie ihre Neigung einmal bestimmt hat, so kann nichts das Band lösen; zart, denn die zarteste Blume ist nicht mehr ein Bild der Vergänglichkeit, wenn sie an ihrem Busen blüht; und verständig, denn Alles, was die Menschheit weiß, wird ihr für immer zu eigen.“

Euphrosine schlug beide Hände vor das Gesicht, wendete sich verzweifelt ab, und stieg die Stufen der Treppe hinan.

„Nur noch ein Wort!“ flüsterte der Italiener, sie an ihrem Gewande zurückhaltend. „Sie ist alt, herzlos und roh.“

„Was soll ich von alle dem denken?“ fragte das Mädchen. „Es ist grausam von dir, Carlo, mich so zu foltern. — Und dennoch wollt Ihr Euch mit ihr vermählen?“

„In zwei Tagen heirathe ich entweder dich oder sie. — Morgen Nacht muß ich dies Wesen, das ich verabscheue, sehen,“ sagte Carlo mit trübem Lächeln. — „Aber sei ruhig, meine Geliebte; müssen wir uns trennen, so laß uns wenigstens als Freunde scheiden. — Nie, so lange ich meiner Sinne mächtig bin, — nie, so lange ich Augen habe, die empfänglich sind für den Eindruck tabelloser Schönheit, oder ein Herz, das für die Jugend schlägt, für Zärtlichkeit und Treue, — so lange kann ich nie bewogen werden, mit meinem Willen eine andre Braut zum Altare zu führen, als meine geliebte Euphrosine.“

Diese Worte drangen in des Mädchens Seele. Sie wankte vorwärts und sank an seine Brust. Schweigend richtete der Geliebte das reizende Gesichtchen empor, und betrachtete trübem Blickes die schönen Züge, die vom letzten Strahle der scheidenden Sonne matt beleuchtet wurden. Keine Worte wurden gewechselt. In Strömen drängten sich große Thrämentropfen unter den seidenen Wimpern Euphrosinens hervor. Ihre Lippen bebten.

„Lebe wohl, meine Geliebte, meine Braut!“ senfte endlich der Italiener. Er drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirn, und schied nach einer langen, heftigen Umarmung. Beiden war es, als sei in diesem Augenblicke ihre Seele von ihnen gewichen.

Wir müssen jetzt zwei Monate zurückgehen.

Kalfandoni's Wohnung war einst der Palast des Beker Ali, Paschas von Acarnanien, gewesen. Die Türken, üppig wie die Mönche, mußten eben so geschickt als diese, ein Plätzchen zum Wohnsitz zu wählen. Beker Ali hatte diesen Sommerpalast auf der Spitze des schönsten Hügels erbaut, der auf Meilen in der Runde von Missolonghi zu finden war. Aber Ali Pascha jagte die trägen Türken zuerst von ihren üppigen Poßtern auf; dann kamen die griechischen Patrioten, und machten ein Freudenfeuer aus dem Hauptgebäude und einem Flügel; und dann kam Kalfandoni, ein Häuptling der Klephten, bemächtigte sich des übriggebliebenen, aus dem Rechte, weil er dem Kommandanten Ali's die Ohren hatte abschneiden lassen, und der Erste war, welcher Besitz von der Sache nahm.

Die Aussicht von den obern Zimmern war unbegrenzt; und manche Stunde saß Euphrosine, die zarte, liebliche Tochter eines rauhen Vaters, an dem Fenster, die herrlichen Wolkengebilde zu betrachten, wie sie am Himmel dahinzogen, gleich Flotten, die auf den Bergen an der Grenze von Acarnanien die Anker werfen wollten. Oder sie folgte mit den Blicken dem langen Zuge der Seevögel, die zu Tausenden und Zehntausenden den rauhen Abgründen und den schneeigen Stürmen des Pindus entflohen; dann wünschte sie sich wohl Flügel, um mit ihnen die lieblichen sommerlichen Gegenden Asiens aufsuchen zu können. Die See, glänzend wie eine geschliffene Lazursteinplatte, und malerisch geschmückt durch grüne Inseln und hohe Berge mit Schneekuppen und vielfarbigen Wäldern, lag wie ein klarer Spiegel der Natur vor ihr ausgebreitet. Zu den Klängen der einfachen Feier Dalmatiens und Albaniens gab sie dann den Gefühlen Worte, welche ihr Auge und Herz erfüllten.

An einem solchen Abende, als sie länger wie gewöhnlich am Fenster gesessen, und aus den Wolken Gestalten gebildet hatte, ward sie aus ihrem Sinnen durch den Hufschlag von Rossen und die heftige Stimme ihres Vaters erweckt. Der tapfere Albanier war unerwartet, und hungrig wie ein Wolf, zum Abendessen zurückgekehrt, und schien nicht aufgelegt, irgend eines seiner Bedürfnisse oder Gefühle zu verbergen.

Die Ereignisse des Tages hatten seinen Unmuth gereizt, denn die kleine Ipsariotische Brigg, welcher

er drei Viertheile seines Vermögens anvertraut hatte, war eine Beute des Krieges geworden. Der schnellste aller Schnellsegler war diese Brigg, und dabei von einem Kapitain befehligt, welcher bei der heiligen Jungfrau schwur, daß es ihm nie die geringste Mühe gemacht habe, die beste, schnellste und kühnste türkische Fregatte, von den Dardanellen bis zu dem Golf von Venedig, auszufegeln oder zu besiegen; er schwur, diese Königin aller Schmuggler habe mehr Fahrten von Corfu und Zante gemacht, als je zuvor Bretter und Leinwand; er behauptete, sie hätte mehr Branntwein und Tuch in die Staaten des Sultans eingeführt, als die Türken sich einbilden, daß je durch Menschenhände so viel fabrizirt werden könnte; sie sollte nach und nach ein halbes Duzend Paschas reich gemacht haben.

Auf der ersten Reise, auf welcher Kalsandoni die Früchte seiner Tapferkeit, in Gestalt von Sequinen, mit dem Bildnisse des heiligen Markus, dieser Brigg anvertraute, sollte sie das Unglück kennen lernen, welches früher oder später alle Dinge ereilt, Schiffe sowie Menschen. Die kleine Brigg hatte eben einen Sturm überstanden, war einem Korsaren glücklich entkommen, und hegte die feste Überzeugung, in der nächsten halben Stunde ihre Ladung Kontrebande in die Keller des reichsten und gewissenhaftesten aller armenischen Bankiers von Patras abzuliefern, da erschreckte der Schall eines Kanonenschusses die Mannschaft, und ehe sie sich noch von ihrem Staunen erholen konnte, schwamm hinter einem Felsen, der den Golf von Lepanto verdeckte, eine Fregatte hervor;

das Verdeck war mit Bewaffneten besetzt, und in der Flagge schwebte der Halbmond.

Kampf war hier, wie der Kapitain der Brigg wieder bei der heiligen Jungfrau schwur, vergeblich; denn das verfolgende Ungeheuer zeigte eine Reihe Zähne, welche die Verfolgte zu einem einzigen Bissen machen zu wollen schienen. So groß auch des Kapitains Neigung zu edlen Metallen sein mochte, so fühlte er sich doch nicht gedrungen, die geringste Bekanntschaft mit den metallenen Abgesandten zu machen, welche die Fregatte ihm leicht an Bord schicken konnte. Für Kalsandoni ward die Sache dadurch keineswegs verbessert, daß seine eigene Person einen Theil der Ladung ausmachte, und von Herzen verwünschte er die Stunde, in welcher sein Vertrauen auf den würdigen Kapitain ihn bewog, ihm entgegenzufahren, um den Profit seines Wagnisses sogleich in seine eigene Tasche zu stecken. In der nächsten Viertelstunde versuchte die Brigg, den Türken dadurch zu entgehen, daß sie die Flaggen aller möglichen Nationen aufzog; während dieser Zeit schwur Kalsandoni wohl tausend Mal bei sich selbst hoch und theuer, die setten alten Popen, die ihm ein Amulet gegen jeden Unfall, der ihn in den nächsten acht Tagen betreffen möchte, verkauft hatten, einem baldigen Verderben entgegen zu senden; eben so auch den Kapitain, welcher jedes Haar seines Kopfes für eine glückliche Reise verbürgt hatte, so wie Jeden, der nur im Entferntesten dazu gerathen oder beigetragen, daß er dies Wagniß unternommen hatte.

Der Rath, der jetzt am Bord der Brigg gehalten wurde, war ein Muster jedes Kriegsrathes; er

war einstimmig, währte nicht eine Minute, und die Ausführung folgte unmittelbar. Der Kapitain machte Anstalten zur Vertheidigung. Eine Kanone ward über die Fregatte abgefeuert, um ihr zu zeigen, daß die Brigg Pulver und Eisen an Bord habe; dieser Fingerzeig entging den Verfolgern nicht; auf dem Verdeck der Fregatte ward nun gleichfalls Kriegsrath gehalten. Die Osmanli's waren nie wegen der Schnelligkeit ihrer Entschlüsse berühmt, und ehe sie ihre parfümirten Bärte zu dem Kriegsrath in Stand gesetzt, ihre Pfeifen gehörig zu demselben angezündet hatten, machte der Ipsariote sich ihr Zögern zu nütze, zog die Segel auf, zog Vortheil aus dem günstigen Winde, und schoß wie ein Pfeil aus dem Golf von Lepanto.

Die Fregatte folgte, und feuerte mit ihren Geschützen, zum größten Schrecken der wilden Gänse und anderer Vögel, die sich in den Felsen aufhielten, welche die Küste Acarnaniens schützen. Aber obgleich der zwölfpfündige Schuß eben so gut hätte gegen den Mond abgefeuert werden können, so war doch heut der Ipsariote unter einem ungünstigen Gestirne. Vergebens entfaltete die Brigg alle die Kenntniß der Küste, welche ihre Schmuggelerziehung ihr gegeben hatte; vergebens steuerte sie, um den nördlichen Vorsprung des Golfs biegend, gerade auf Bante los; vergebens segelte sie um Ithaka herum, und streifte mit ihren Seiten an dem Felsen, der, wie jeder Alterthumsforscher, so wie jedes alte Weib auf der ganzen Insel weiß, eben das Schiff ist, auf dem Ulysses aus dem trojanischen Kriege heimkehrte; selbst Santa Maura ward vergebens versucht. Zum ersten

Male seit Erschaffung der Welt mußten die Türken ihre rechte Hand von der linken zu unterscheiden; zum ersten Male steuerten sie an den Klippen hin, ohne auf dieselben zu laufen; ja, sie feuerten sogar eine halbe Stunde hinter einander, ohne ihr Schiff in die Luft zu sprengen.

Die Jagd näherte sich ihrem Ende, denn die breiten Segel der Fregatte waren zu viel für die kleinen Stückchen Segeltuch des Ipsarioten. In den nächsten fünf Minuten mußten die Flüchtlinge auf den Felsen sein, welche die Stadt Dragomestier davor schützten, beim ersten Sturme in das Meer hinabgestürzt zu werden, oder — in den Händen der Ottomanen. Der Kapitain und die Mannschaft hatten ihren Entschluß schon gefaßt. Das Bildniß der Jungfrau ward von seinem Standorte herabgenommen, drei Mal rund um das Verdeck getragen, dann an dem Hauptmast befestigt, und eine Laterne davor angezündet. Der tapfere Kapitain trat an die Spitze seiner Mannschaft, und während die Kugeln der Türken ihnen um die Ohren sausten, und neben ihnen in das Meer schlugen, sangen sie, auf ihren Knien liegend, fromme Hymnen.

Kalsandoni blickte mit augenblicklichem Staunen auf dies kriegerische Manöver; denn da dies seine erste Seereise war, kannte er die Art nicht, wie die Seefahrer des mittelländischen Meeres sich auf das Zusammentreffen mit dem Feinde vorbereiten. Aber schnell besann er sich, daß er tausend Sequinen am Bord des Schiffes habe, das jetzt diesen Männern als Betsaal diene. Er trat zu dem Kapitain, der

mit der Stirn die Planken zu den Füßen der großen Beschützerin rieb, und versetzte dem hervorragendsten Theile des Betenden einen wüthenben Hieb. Der Kapitain sprang empor, und wollte dem zornigen Klephten beweisen, den Türken zu entgehen, wäre der sicherste, ja, der einzige Weg, der heiligen Jungfrau Hymnen zu singen. Der Klephte war gleich unzugänglich für Tugend und Vernunftgründe, sondern fragte nur kurz und barsch: ob er fechten wolle oder nicht. Der Kapitain, unterstützt durch seinen Obersteuermann und seine Schiffsmannschaft, versicherte, daß das, im Angesichte eines ungleich stärkern Feindes unerhört sei.

Kassanboni wiederholte mit Donnerstimme die Frage noch einmal, und erhielt dieselbe Antwort. Da packte er mit seiner Riesenfaust den frommen Kapitain beim Genick, hob ihn seines Strebens ungeachtet empor, und schleuderte ihn über Bord. Die Mannschaft schrie laut auf vor Entsetzen, und warf sich wieder auf die Knie; doch wurden Alle bald durch den Klephten aufgeschreckt, denn der Fürchterliche schritt auf dem Deck umher, und wendete überall das nämliche Ermuthigungsmittel an, wie bei dem Kapitain. Mitten in dem Klagegeheul und Angstgeschrei, welches darüber entstand, ward das laute Gelächter einer Stimme hörbar. Der Klephte wendete sich rasch um, den Trecken zu strafen, und vor ihm stand ein hübscher, hochgewachsener Italiener, der eben erst auf das Verdeck gekommen war, und sich das herzlichsten Gelächters über das sonderbare Schauspiel, das sich ihm hier bot, nicht erwehren konnte.

Kalfandoni sah sogleich, daß er nicht zu der Mannschaft gehöre, und sagte daher: „Habt Ihr Lust, an dem Mastbaum der Türken aufgetnüpft zu werden, wie diese Schurken hier ganz sicherlich?“

„Nicht, so lange ich es verhindern kann!“ lautete die schnelle Antwort.

„Dann nehmt diese Laterne; geht hinab in das Pulvermagazin, und wenn ich rufe, sprengt uns in die Luft, die Brigg, und uns Alle zusammen.“

„Der Italiener nahm die Laterne, die vor dem Bilde der Jungfrau gebrannt hatte, und die Kalfandoni ihm jetzt reichte. Dann wendete er sich, um zu gehen; aber die Schiffsmannschaft hatte genug gehört. In die Luft gesprengt zu werden, war noch schlimmer, als selbst der Mastbaum der Türken. Sie rafften ihre Piken und Musketen von dem Verdeck auf, und zu ihrem größten Staunen sahen die Türken Zeichen einer verzweifelten Gegenwehr. Kalfandoni übernahm den Befehl, feuerte die ersten Kanonen ab, und wurde zwanzig Fuß weit von dem Schlage zurückgeschleudert. Aber der Italiener war ein gebienter Artillerist, und lehrte in der Geschwindigkeit die Mannschaft, dem Feinde ein halbes Duzend Lagen in seine Stückpforten zu geben. Nichts konnte den Opiummännern überraschender kommen. Der letzte Schuß war in ihr Magazin der Pfeifen für diese Reise gedrungen; ihre Kaffeetassen wurden zerschmettert, und der Hühnerkorb, auf den sie ihre ganze Hoffnung des frischen Fleisches wegen stützten, war schon überall mit den Federn und dem Blute seiner Insassen umhergestreut. Der Gedanke, unter so ungünstigen Umständen zu

setzten, ist gewiß noch keinem der Herren aus Stambul in den Sinn gekommen. Der türkische Kapitain gab Befehl, die Segel zu streichen; schon kam die Flagge herunter, da, gerade im unglücklichsten Augenblicke kroch der Kapitain der Brigg an den Felsen empor, schrie in seiner Rachsucht ganz gewaltig laut, und zeigte nach der Brigg.

Die Türken verstanden nicht eine Sylbe von dem, weswegen er seine Lunge anstrengte, ihnen etwas zu erzählen; aber sie berathen sich immer über Alles, und ließen die Flagge in der Höhe des halben Mastes sitzen, um sich die Mühe zu ersparen, sie vielleicht ganz wieder aufziehen zu müssen; ruhig zündeten sie dann ihre Pfeifen an, den Willen des Schicksals zu erkunden. Sie hatten nicht lange zu warten. Ein schwerer Schuß hatte den Mast des Ipsarioten getroffen; Segel und Takelage stürzten herab, und endlich über Bord. Die Mannschaft schrie laut auf vor Angst, und am Lande ihr Kapitain aus doppelter Rachsucht. Die Türken sagten nichts, klopften aber ihre Pfeifen aus, gaben der sinkenden Brigg eine volle Lage, und enternten. Kalsandoni und der Italiener zogen muthig ihre Schwerter; der Klephte trennte den Turban mit sammt dem Kopfe von dem übrigen Körper des Renegaten, welcher Kapitain der Fregatte war, und in dem er im Augenblicke des Enterns einen alten Feind erkannte. Der Italiener war weniger glücklich, denn er mußte sich mit der gebräunten, reich beringten Hand des türkischen Lieutenants begnügen. Aber wenn sie auch Beide Tiger gewesen wären, so konnten sie doch nicht überall sein.

Als sie sich umblickten, sahen sie die Schiffsmannschaft wieder in ihren Gebeten zu der Jungfrau begriffen; das Schiff war dem Sinken nahe, und die Wellen bespülten bereits die Knie der Betenden. Kalsandoni warf seinem Gefährten einen Blick zu, und dieser verstand ihn vollkommen. Beide stiegen ohne alle Umstände über die am Boden Liegenden hin, und stürzten sich über Bord in das Meer. Die That wollte nicht viel sagen, denn die Küste war höchstens hundert Klafter weit entfernt; aber weit größer war der Verlust: und die Verwünschungen, mit denen Kalsandoni bei seinem gezwungenen Abschiede das Schiff, die muthlose Mannschaft, den feigen Kapitain und die plündernden Türken überschüttete, würden einer Exkommunikation vom Vatikan herab Ehre gemacht haben.

Auf der Küste angelangt sah der Klephite seine Sequins sich von der Seele reißen; wenn es aber irgend einen Trost gewähren konnte, das sie vor der Berührung der Muselmänner bewahrt blieben, so genoß er ihn. Kaum fühlte sich die Brigg von den Füßen der Ungläubigen berührt, als sie, gleichsam empört darüber, untersank. Aber Kalsandoni's Wuth sollte noch einen höhern Triumph feiern, denn die Fregatte, der Hälfte ihrer Bemannung beraubt, welche zur Wohlthat der Haie, die bekanntlich zwischen Christen und Türken keinen Unterschied machen, umherschwammen, — die Fregatte also lief auf einen Felsen, und ein Brett nach dem andern ward von den Wellen hinweggerissen, die nach der Bekanntschaft mit dem Innern begierig schienen. Die Turbane schwammen

baß ohne alle Gemeinschaft mit den Köpfen ihrer Eigenthümer umher; und auf dem einzigen Boote, welches den Ungläubigen geblieben war, entrannen gerade zehn Mann von den zweihundert, um dem Beherrscher der Nationen, dem Bruder der Sonne und dem Vetter des Mondes, dem allerhuldreichsten Sultan, die Nachricht ihres Sieges zu Füßen zu legen.

„Bruder,“ sagte der Klephte zu seinem Gefährten, „ist etwas Gutes dabei, die Hunde von Türken ertrinken zu sehen, oder etwas Tröstliches, hungrig und durchnäßt hier zu stehen?“

„Nichts, durchaus nichts, so viel ich wüßte!“ erhielt er zur Antwort. „Lieber, als daß ich hier stehen möchte, nichts zur Nahrung, als Seegras, und nichts zur Wärmung, als Seewasser, möchte ich wahrlich, so gut weiß ich mich in die Umstände zu fügen, unter einem wirthlichen Dache sein, an der Seite eines guten Feuers, ein schmachtendes Mahl vor mir, ein reizendes Weib mir im Gesicht.“

„Dann folgt mir!“ sagte der Klephte, und schritt einen Hügel hinab. Der Italiener folgte ihm. Die Strahlen der untergehenden Sonne beschienen so eben die reizende Gegend, und beleuchteten ein weißes Gebäude, das zwischen Olivenbäumen und Weinstöcken halb versteckt lag. „Dort,“ sagte der Klephte, auf dies Gebäude deutend, „dort sollt Ihr mit Kalsandoni zu Abend essen.“

Als sie den Fuß des Hügel erreicht, kam ihnen ein Haufe zerlumpter Männer entgegen, die ihre Hütten verließen, ihren Gebieter zu begrüßen, welcher ihren

Gruß auf eine Weise erwiderte, welche zeigte, daß er mehr an den Verlust seines Goldes, als an ihre Bewillkommnung denke. Diese Leute sind sprichwörtlich die unabhängigsten Menschen der Erde; nie ertragen sie eine Beleidigung, bestände sie auch nur in einem finsternen Blicke, und es sind Wenige unter ihnen, die sich nicht rühnten, den Einen oder den Andern wegen einer Beleidigung niedergeschossen zu haben. Mancher von den Männern bedauerte jetzt, daß er in der Freude, den Anführer zu begrüßen, sein Gewehr zu Haus gelassen hatte; und zum Glück hatte Keiner von ihnen ein geladenes Pistol bei sich, obgleich sie in der Mitte ihrer Froude geseßen hatten. Aber Niemand kann auf Alles vorbereitet sein, und bevor sie Zeit hatten, zu laden, lud Kalfandoni, das heißt die Familienhäupter zu sich zum Abendessen. Ihre Nachsicht ward durch diesen willkommenen Klang gedämpft; ihre Ehre war gerechtfertigt, und Alle begleiteten nun den Häuptling nach Hause. — Daher rührte das Pferdegetrampel, durch welches Euphrosine in ihren Gedanken gestört worden war.

Von den felsigen Küsten Aearnaniens bis zu den reizenden Ufern des Hellesponts gab es kein lieblicheres Geschöpf, als Kalfandoni's Tochter. Ihre Mutter war eine Georgierin, die einst aus dem Harem Murad Ali's, Paschas von Morea, gestohlen ward. Dieser Pascha war deshalb berühmt, daß er einen eben so ausgesuchten Geschmack in Hinsicht auf Pferde und Weiber habe, als irgend einer von denen, die je enthauptet wurden. Von dieser Mutter hatte Euphrosine außer der eigenen Schönheit auch noch den Glanz des Auges

und die klassischen Züge der Griechen geerbt. Die Weiße der Lilie schien sich in ihr mit dem Roth der Rose zu mischen; von ihren Augen konnte kein Sterblicher entscheiden, ob sie braun wären, oder dunkelblau, oder schwarz; sie schienen eine liebliche Mischung aller dieser Farben; ihre Gestalt war so, wie die Natur sie gern bildet, wenn sie sich selbst überlassen ist; ihr Herz war unschuldig und heiter, wie die Vögel, die Morgens, Mittags und Abends unter ihren Fenstern sangen. — Euphrosine eilte hinab, sich ihrem Vater in die Arme zu werfen, und sah unter den wilden Gesichtern und Gestalten der Palikaren wie ein Wesen aus dem Feenreiche oder aus dem Paradiese aus.

Schnell ward der Italiener von Liebe ergriffen, und ehe das Abendessen vorüber war, hatte Euphrosine die Entdeckung gemacht, daß sie einen Geliebten habe. Das Gefühl war neu, und die Neuheit erhielt es wach. Wie eine zweite Julia redete sie diese Nacht mit dem Monde, und gleich ihr hörte sie in dem Gebüsch ein Geräusch, welches mehr war, als das Säuseln des Windes. Ein Seufzer, ein Bruchstück eines Liedes, ein Vers von Ariost, und einige Worte waren Alles, dessen sie sich von ihrer Unterredung mit dem jungen Italiener erinnern konnte, aber es reichte dennoch hin, den Schlaf von ihrem Lager zu verschrecken, bis Aurora die Erde mit Thau und Röthe deckte.

Der Klephte und sein Gast frühstückten am nächsten Morgen im Garten von dem Reste eines Hammels, der am vergangenen Abend zubereitet, und von den Palikars so bearbeitet worden war, daß er jetzt

dem Hunger eines Klausners nicht nachtheilig gewesen sein würde. Der Italiener versank in Träumerei. Das Knacken eines Flintenhahnes erweckte ihn; er sah auf, und sah den feurigen, durchbohrenden Blick seines Wirthes auf sich gerichtet.

„Junger Mann,“ redete er ihn ohne Umstände an, „Ihr habt eine Liebschaft mit meiner Tochter — macht keinen Versuch, zu läugnen — ich dulde nicht, daß mit meinem Wissen ein Lügner auf Erden lebe. Da ich aber nicht mehr von Euch weiß, als von dem Kaiser der gelben Bärte*), so laßt mich Eure Geschichte wissen. — Bedenkt aber, daß jedes Wort wahr sein muß, wenn Ihr nicht zwei Loth Blei in das Hirn haben wollt. — Ich lasse keinen Lügner am Leben.“

Lachend gab der Italiener ihm seine kurze Biographie. Er stammte aus einer edlen piemontesischen Familie. Er war in Frankreich gereist, wo alte Weiber und kleine Kinder sich des Besizes der Charte rühmten; in Deutschland, wo die Schulmeister den Knaben die Ruthe konstitutionsmäßig gaben; in England, wo Jedermann von der Charte sprach. Er war dann nach Italien zurückgekehrt, wo er keine Sylbe von einer Charte fand, außer in dem Geflüster der Soldaten auf halbem Sold, der verabschiedeten Douanen, und der entlassenen Staatsdiener. In seiner Empörung über diesen Mangel eines wesentlichen Lebensbedürfnisses vereinigte er sich mit den Tugendhaften, die in Ungnade gefallen waren, und prokla-

*) Die Russen.

mirte eine Charte. Aber das Volk war nicht reif zu einer so glorreichen Neuerung. Es liebte Speise und Schlaf, Gesang und Zigarren, nach Art und Weise der Väter, besser, wie als Banditen zu verhungern, oder als Rebellen erschossen zu werden. Das Unternehmen mißlang. Die Vorgesetzten verriethen ihre Untergebenen, die Untergebenen verriethen ihre Vorgesetzten; Generale liefen ihren Heeren, und Heere ihren Generalen davon, bis man endlich einsehen lernte, daß der wahre italienische Volksgeist des neunzehnten Jahrhunderts darin bestehe, Orgeln zu bauen, Opern zu singen, mit anderer Leute Weibern zu liebeln, und Geld auszugeben. — Er war seinem Vaterlande entflohen, theils aus Liebe zur Freiheit, und theils, das mußte er eingestehen, aus Furcht, gehangen zu werden. In Ancona hatte er sich auf der Ipsariotischen Brigg eingeschifft; der Kapitain derselben hatte sein Geld unter dem Versprechen genommen, ihn geradesweges nach Tripolizza zu bringen, hatte ihn durch Hunger auf das Krankenlager geworfen, hatte ihn nicht gebracht, wohin er versprochen, und würde ihn, wie er gewiß glaubte, für immer auf dem Meere behalten haben, wäre die Brigg nicht untergegangen.

Kalsandoni setzte den Hahn seiner Muskete in Ruhe, und reichte dem Italiener seine Hand. „Ihr seid ein ehrlicher Kerl,“ sagte er dabei; „und gestern zeigtet Ihr Euch so brav, daß ich selbst kaum etwas dawider habe, daß Ihr ein Italiener seid. Daß Ihr ein Edelmann seid, ist weit eher ein Stein des Anstoßes. Doch da Ihr dafür nichts könnt, so ist hier

meine Hand. — Wenn Euphrosine nicht zu stolz ist, Gefallen an Euch zu finden, so sollt Ihr von heute an ein Albaneser sein, und später mein Schwiegersohn.“

Carlo Visconti wäre um solchen Preis ein Äthiopier geworden. Die liebenswürdige junge Griechin war bei sich selbst schon entschlossen, aber es bedurfte eines vollen Monats, bis sie es über sich gewann, jenes kleine Wörtchen auszusprechen, welches dem Ohre des Geliebten süßer klingt, als die lieblichste Musik. Carlo flog mit der beseligenden Nachricht zu dem Kephthen, aber ein Schatten von Zweifel überzog dessen Gesicht. „Was sagt Euphrosinens Mutter?“ fragte er. „Ha, ha! Ich sehe, daß Ihr sie nicht um Rath gefragt habt, und begreife jetzt, weshalb Euer Plan fehlgeschlug. Fragt die Weiber immer zuerst um Rath. Befragt sie, wenn Ihr ein Band kaufen, wie wenn Ihr eine Gattin wählen wollt. Im Kriege wie beim Weine, beim Handel, auf der Reise, kurz, bei allen Gelegenheiten, von der Zeit an, wo Ihr die erste Frage thun könnt, bis zu der, wo Ihr taub und stumm werdet, fraget immer die Weiber zuerst um ihre Meinung — sie mögen Euch recht rathen, sie mögen Euch falsch rathen, aber — glaubt einem Manne, der aus achtzehnjähriger Erfahrung als Chemann spricht, befragt sie, wenn Euch der häusliche Friede lieb ist.“

Dieser Verstoß raubte Carlo einen zweiten Monat, denn Fatime, die Mutter seiner Geliebten, war gereizt, und bestand darauf, reiflich über ihren Entschluß nachdenken zu können. Am Schluß dieses

Monats aber war Fatime, einer geheimen Ursach wegen, unentschlossener als je. Sie war eine gezeierte Schönheit gewesen; sie war noch immer hübsch, und welche Schönheit legte je den Scepter freiwillig nieder? Sie hatte gesehen, wie Euphrosine sie von ihrem Throne vertrieben hatte, und an ihrer Seite zur lieblichsten Blume erblüht war. Noch milderte ihre Zärtlichkeit für das bezaubernde Geschöpf ihren Schmerz über die Niederlage, und sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie, aus der Ferne betrachtet, welche allen Antiken günstig ist, für Schwestern gehalten werden könnten. Wenn aber Euphrosine heirathete, was sicherte sie dann vor der Möglichkeit, Großmutter zu werden? Mit einem Male war ihr dann der Stempel des Alters aufgedrückt, trotz der Lilien und Rosen auf ihren Wangen. Trotz ihres Spiegels, ihrer Gefühle, ihrer Anbeter, mußte sie jenes traurigste aller Dinge sein — eine alte Frau!

Endlich ließ sich selbst Fatime bewegen, und die Heirath sollte am 19ten August 1828 Statt finden. Eine Woche vorher ward die Braut eingeschlossen, weil jene Vorbereitungen begannen, die das Entzücken einer Mutter ausmachen. Carlo war alle Tage und alle Nächte unter dem Fenster seiner Angebeteten. Einige Nächte aber war er so trübe und verstört gewesen, daß dadurch Euphrosinens höchste Besorgniß erregt ward. Sie wurde eifersüchtig, und die Ungewißheit, in welcher er sie die Nacht ließ, mit welcher unsere Erzählung beginnt, entlockte ihrem schönen Auge manche Thräne. Die ganze Nacht brachte sie mit Nachsinnen über die wunderbare Braut zu.

Ihr Geliebter hatte genug Ursach zu seiner Verstimmung. Mustapha Pascha, ein Bluthund, marschirte mit vierzehntausend Mann gegen Acarnanien heran. Dem Verheerer konnten die Griechen nur zweitausend Mann entgegenstellen. Drang er über die Berge vor, welche die Grenze schützten, so verwüstete er das ganze Land mit Feuer und Schwert. In dieser Gefahr erbot sich Marko Bozzaris, ein Held, der Zeiten eines Leonidas werth, ein Häuflein geprüfter Helden zu dem Tode fürs Vaterland zu führen. Carlo hatte bei den Griechen Dienste genommen; da aber Bozzaris, selbst ein Albanese, zu dem Unternehmen nur Albanese erwählte, blieb er zurück.

Zwei Tage vor seiner Vermählung, alle seine Gedanken von den Reizen seiner Braut erfüllt, war ihm der Verzug unerträglich, und mit Bitterkeit warf er seine Muskete von sich. Bald darauf sah er Kalsandoni, welcher kam, sich der heiligen Schaar beizugesellen. Der Gedanke, in welche Verzweiflung sein Verlust Weib und Tochter stürzen mußte, bestimmte schnell seinen Entschluß. — Als es dunkel geworden, kehrte er nach Missolonghi zurück, und auf seine bringenden Bitten, welche der edelmüthige Bozzaris wohl zu deuten wußte, ward er der heiligen Schaar beigegeben, Kalsandoni aber erhielt eine andere Bestimmung.

Um Mitternacht sammelten sich diese Tapfern auf den Wällen von Missolonghi, das seit der Zeit durch seine glorreiche Vertheidigung gegen das egyptische Heer, und gegen die schlimmeren Feinde — Hunger

und Krankheit, so berühmt geworden ist. — Während der ganzen Nacht marschirte dieser Haufen so angestrengt, daß er mit Tagesanbruch Carpovisa, am Fuße der Gebirge, erreichte. Die Armee des Paschas zeigte sich ihnen hier, wie sie eben, nachdem sie glücklich in die Ebene herabgestiegen, die Zelte aufschlug. Jetzt konnte nur noch ein rascher, verzweifelter Entschluß das ganze flache Land vom Verderben retten. Während des Tages verbarg Bozzaris seine Streitkräfte hinter den Hügeln, und bewachte sorgsam jede Bewegung des Feindes; so sah er denn, daß dieser alle Anstalten traf, mit Anbruch des kommenden Morgens seinen Marsch weiter fortzusetzen. Bozzaris berief hierauf seine Albaner zusammen, und erklärte ihnen seine Absicht, dem Feinde durch einen nächtlichen Angriff zuvor zu kommen. Sie vernahmen diesen Entschluß schweigend, wie Männer, denen ihr Todesurtheil verkündet wird; aber sie vernahmen ihn mit fester Entschlossenheit, denn sie warfen die Scheiden ihrer Schwerter von sich. Dies ist nämlich ihr Gebrauch, wenn sie entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben.

Die Nacht, als Euphrosine sich von ihrem Geliebten trennte, blieb sie mehrere Stunden auf ihrem Zimmer, über dem Räthsel nachsinnend, das Carlo ihr durch das Gespräch von seiner Braut aufgegeben hatte, jener Unbekannten, die er haßte, und die er doch nicht fliehen durfte; die reich und arm, jung und alt, liebenswürdig und fürchterlich war. — Ein oder zwei Mal vernahm ihr Ohr den Marsch Bewaffneter, als aber der Tag anbrach, lag die Gegend

still und ruhig vor ihr, wie gewöhnlich. Es hatte sich aber ein Gerücht von der Annäherung des Feindes verbreitet, und lange ehe der Mittag erschien, ward es durch das fliehende Landvolk bestätigt, welches sich mit seinem Vieh nach Missolunghi oder Anatalico zu retten suchte. Jetzt vermochte sie nicht länger in ihrem Zimmer auszuhalten; sie warf ihren Schleier über, und eilte den Hügel hinab, zu einem Orte, wo Carlo, in einem Anfall romantischer Laune, mehrere Stücke Marmor zum Andenken an ihre Zusammenkünfte, übereinander gethürmt hatte; ihre eigene schöne Hand hatte dann den Ort mit Blumen geschmückt. Auf dem kleinen Altar fand sie ein Briefchen von wenigen Zeilen; Carlo sagte ihr darin, daß Pflicht und Ehre ihn aufforderten, mit den Truppen zu ziehen, daß er sie allein liebe, und daß sie lebend oder todt seine einzige Braut sein sollte.

Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich ihrer; sie verbarg die Zeilen in ihrem Busen, eilte auf ihr Zimmer zurück, warf sich auf ihr Bett, und ward hier von ihrer Mutter bitterlich weinend gefunden. Endlich versiel sie in einen fiebrischen Schlaf; als sie erwachte, äußerte sie das sehnliche Verlangen, in ihren Brautstaat gekleidet zu werden. Alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Sie sagte, Carlo sei bei ihr gewesen, und habe ihr versichert, daß er diese Nacht um zwölf Uhr wiederkommen, und sie heirathen würde. Um sie zu beruhigen, erlaubte die Mutter ihr wirklich, ihren Brautputz anzuziehen. Alle, welche sie in diesem Staate sahen, sprechen noch bis auf diese Stunde von ihrer wunderbaren Schönheit in demselben.

Bis zum Zwielicht saß sie in ihrem Zimmer, und sang abwechselnd, oder sprach mit sich selbst; ihre Stimme und ihr Gesang sollen von mehr als menschlichem Wohlklinge gewesen sein.

Bei Anbruch der Nacht ward sie aus ihren Träumereien durch die Rückkehr ihres Vaters erweckt, und sie stieg die Treppe hinab, ihm entgegen. Er war aber in übler Laune, denn er hielt es für einen Schimpf, daß er gegen eine türkische Streifpartei abgesendet worden war, die sich ein Duzend Meilen von der Stadt hatte blicken lassen, und die er doch nicht getroffen. Von Carlo wußte er nichts, er sagte jedoch, er hielt ihn für nichts besser, als einen gewöhnlichen italienischen Abenteurer, der sich aus dem Staube gemacht habe, um der Heirath zu entgehen. Euphrosine antwortete nur durch Thränen, denen ihr Vater, so zornig er auch war, nicht zu widerstehen vermochte; er küßte sie, und bat sie, zur Ruhe zu gehen.

Die Nacht war lieblich, und nachdem sie noch lange die kühle Luft mit Entzücken eingesogen hatte, legte sie sich nieder, die Augen auf das Fenster gerichtet, welches die Aussicht auf die Berge hatte. Ihre Mutter war über jedes Zeichen der Krankheit bekümmert, in einem Lande, wo der Tod oft so plötzlich erfolgt. Ängstlich besorgt saß sie an dem Bette ihrer Tochter, und feuchtete von Zeit zu Zeit deren Lippen mit kühlem Wasser an. Ruhig schlief Euphrosine eine kurze Zeit, dann aber fuhr sie plötzlich empor und rief: „Er kommt; ich habe ihn gesehen!“ Dabei fiel sie ihrer Mutter um den Hals, küßte sie heftig, und wendete sich nach der andern Seite, um wieder

zu schlafen. Eben schlugen die Uhren auf den Kir-
chenthürmen Miffolunghi's die Stunde der Mitter-
nacht; da flammte plötzlich in der Richtung auf die
Berge ein helles Licht auf, erleuchtete das Zimmer,
und beschien Euphrosine. Sie schlief, aber sie hatte
sichtlich einen so angenehmen Traum, daß ihre Mut-
ter es nicht über das Herz bringen konnte, sie zu
wecken. Euphrosine sprach den Namen ihres Gelieb-
ten aus, und erhob die Arme, als wollte sie ihn
willkommen heißen. — Jenes wunderbare Licht war
verschwunden, aber selbst bei dem schwachen Schimmer
der Lampe ließ sich ihre überirdische Schönheit er-
kennen; ihre Mutter sagte, daß Alles, was sie je
von menschlicher Lieblichkeit gesehen, nur ein schwacher
Schatten dagegen sei. — Das Fieber hatte Euphro-
sine gänzlich verlassen; die Farbe der Gesundheit bedeckte
ihre Wangen, und ihre Lippen wurden von Freuden-
lauten bewegt.

Nach einiger Zeit schien ihr Schlaf fester zu wer-
den; das Haus ward verschlossen, und die Augen
ihrer Mutter wurden schwerer. Sie ward durch Kal-
sandoni erweckt, welcher hastig in das Zimmer trat,
und fragte, wer zu so ungewöhnlicher nächtlicher
Stunde noch spiele und singe; denn rings um das
Haus ließ sich der Klang musikalischer Instrumente
vernehmen. — Kein Mensch war zu sehen. Fatime
fürchtete, daß Euphrosinens sanfter Schlummer ge-
stört werden möchte, und wüthend ergriff Kalsandoni
seine Büchse, und stürzte in den Garten hinab, den
ungebetenen Gast zu vertreiben. Noch immer war
Niemand sichtbar, aber die Klänge wahrten fort, doch

würden sie immer lauter und lieblicher. Endlich wurden alle Hausbewohner aufmerksam; aus allen Fenstern blickten Köpfe, und Kalsandoni, welcher einen feindlichen Angriff auf sein Haus befürchtete, ergriff die Hand seiner Tochter, sie zu erwecken. Sie war kalt; voll Schrecken nahm er die Lampe, und leuchtete ihr in das Gesicht; die Wangen waren von der lebhaftesten Röthe gefärbt; ihre Züge erglänzten in himmlischer Schönheit; ihre Lippen umspielte ein anmuthiges Lächeln, aber ihre Hand ward immer eiskalt. Er hielt einen Spiegel vor ihren Mund; aber keine Spur des Athems zeigte sich darauf. „Meine Euphrosine, mein geliebtes Kind, der Engel; ist todt!“ rief er schmerzlich aus.

Der Priester kam, der Arzt, die Amme — aber alles war vergeblich. Schönheit, Tugend und Lebenswürdigkeit hatten ihre irdische Laufbahn geendet. Um Mitternacht war Euphrosine gestorben, aber ihre Züge zeigten, daß sie einen sanften, glücklichen Tod gehabt hatte.

In dieser Nacht hatte Marko Bozzaris Carlo den Befehl über eine Abtheilung anvertraut, welche auf der Flanke des türkischen Lagers einbrechen sollte; für sich und seine dreihundert Sulioten behielt er sich den Angriff des Mitteltreffens vor. — Die letzten Worte dieses griechischen Helden sind werth, in Erz und Marmor gegraben zu werden. Er sagte zu seinen Gefährten: „Verliert Ihr mich während der Schlacht aus dem Gesichte, so kommt in das türkische Lager, mich zu suchen.“

Um Mitternacht stürmte er die feindlichen Linien,

richtete ein fürchterliches Gemetzel unter den Türken an, und setzte das ganze Lager in Brand. Carlo war von der entgegengesetzten Seite eingedrungen, und erreichte das Zelt Mustapha's in eben dem Augenblicke, wo dieser sein Ross bestieg, um zu entfliehen. Er feuerte seine Musquete auf ihn ab, und das Ross stürzte; als er aber den Pascha ergreifen wollte, sprengte ein Spahi heran, drückte sein Pistol auf Carlo ab, und dieser fiel, tödtlich in die Brust verwundet. Wüthend war der Kampf, wo er lag; Bozzaris beugte sich nieder, ihn aufzuheben, und erhielt einen Schuß in die Hüfte. Er rächte sich, indem er dem Türken, welcher ihn verwundet hatte, mit einem einzigen Hiebe den Kopf vom Rumpfe trennte. Dennoch versuchte Bozzaris, Carlo aus dem Getümmel zu tragen; da traf eine zweite Kugel seine Stirn. — Sie fielen Beide mit einander.

Eine Locke von Euphrosinens Haar ward auf Carlos Brust gefunden, und Euphrosine hielt den Brief Carlos fest in ihrer Hand. — Carlo hatte in der That die Braut gefunden, die er fürchtete, und doch nicht fliehen durfte. Sein Leben schwand mit dem letzten Athemzuge Euphrosinens; ihr letzter Augenblick war derselbe.

In einem kleinen Haine wilder Oliven und Reben, auf der Seite eines Hügel, östlich von Missolonghi, schlummern sie in Einem Grabe.

Die Covenanter.

Einer schottischen Sage nach erzählt.

Während der Verfolgungen, welche in Schottland, wiewohl fruchtlos, Statt fanden, den Presbyterianismus auszurotten, und die bischöfliche Kirche mit Gewalt einzuführen, lebte an dem Fuße der Eowther Berge in Schottland ein Pächter, Namens Allan Hamilton. Sein Haus lag in einem Thale, das zwar nur von geringer Ausdehnung, aber lieblich und romantisch war, indem hohe, mit Gehölz bewachsene Berge es auf allen Seiten einschlossen. Rund um das Haus war ein ansehnliches Stück Ackerland, und unmittelbar an das Wohngebäude stieß ein wohlgepflegter Garten. Vor dem Hause standen einige hohe, schlanke Bäume, deren dichtes Laubwerk über das Dach hing; und an jeder Seite war ein kleines, aber dichtes Gebüsch von Flieder, Kaprifolium und anderen wohlriechenden Sträuchern.

Der Eigenthümer dieser bescheidenen Wohnung war ein glücklicher Mann; denn die Welt war bisher glimpflich mit ihm umgegangen, und wenn er auch sein Weib verloren, — den Schmerz über diesen Verlust hatten sechszehn Jahre gemildert — so war

er dafür mit einer liebenden, tugendhaften Tochter gesegnet. Zwei männliche, und eben so viele weibliche Dienstboten halfen ihm seine landwirthschaftlichen Arbeiten besorgen, und sein Fleiß war so gesegnet worden, daß er für einen der wohlhabendsten Landsleute in jener Gegend der Provinz Larnakshire gelten durfte.

Marie Hamilton, sein einziges Kind, war zu der Zeit, von welcher wir sprechen, neunzehn Jahr alt. Sie war schön und reizend, und obgleich sie eingezogen in dieser einsamen Gegend lebte, so war dennoch der ganze Distrikt der Lowthern von dem Rufe ihrer Schönheit erfüllt. Dies war jedoch der geringste ihrer Vorzüge, denn ihr Geist war noch schöner, als ihr Körper; und auf ihrer schönen Stirn waren Tugend und Pflichtgefühl mit leserlichen Zügen geschrieben.

Allan war religiös, doch kein Enthusiast, und hatte, aus kluger Berücksichtigung, nicht jenen glühenden Eifer für seinen Glauben gezeigt, wie viele seiner Landsleute. Im Innern seines Herzens billigte er die Maaßregeln, welche die Covenanter ergriffen hatten, und betete ins Geheim für ihren glücklichen Erfolg; aber er verbarg dies still für sich, und las daheim mit seiner Tochter in der Bibel, um weder sich noch sein geliebtes Kind den Verfolgungen der mächtigern Parthei auszusetzen.

Es war an einem Augustabende, als Allan und Marie zusammen in ihrem kleinen Wohnzimmer saßen. Er hatte alle seine täglichen Arbeiten geendet, und seinen Dienern erlaubt, zu einem ländlichen Feste zu

gehen, welches einige Meilen davon gefeiert ward. So sich selbst ungestört überlassen, erfreute er sich jener behaglichen Ruhe, die nach vollbrachten Tagesgeschäften doppelt süß ist.

Der Tag war ungewöhnlich schön gewesen, aber gegen Abend zogen sich finstere Wolken am Himmel zusammen, und die Sonne hatte jenen schwefelgelben Schein, welcher so oft der Vorbote eines Ungewitters ist. Als die Himmelskönigin hinter den Bergen verschwand, ließ sie ein dunkelglühendes Zwielficht zurück, und am Himmel standen Purpurwolken, hier und dort mit schwarzen Dünsten vermischt. Die Atmosphäre war heiß und drückend, und schien mit einer heftigen Erschütterung zu drohen.

„Wir werden diese Nacht einen Sturm haben,“ sagte Allan zu seiner Tochter. „Ich wünschte, ich hätte den Leuten nicht erlaubt, auszugehen; sicher wird das Ungewitter sie überraschen, während sie das Moor überschreiten.“

„Wir dürfen nichts für sie fürchten, Vater,“ erwiderte Marie. „Sie kennen den Weg genau; und wahrscheinlich wird das Unwetter schon vorbei sein, wenn sie an ihren Ausbruch denken.“

Allan antwortete nicht, aber er fuhr fort, durch das Fenster zu sehen, das seinem Sitze gegenüber war. Er konnte hier den Eowther-Berg, den höchsten in ganz Carnarshire, erblicken; seine Spitze war vollkommen sichtbar, und stach in ihrer Schwärze scharf gegen die dahinterstehenden rothen Wolken ab. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, durch eine Schlucht zwischen die Berge bringend, lager-

ten noch auf dem Lomther, und erleuchteten ihn so grell und sonderbar, daß er einer brennenden Pyramide glich. Dieses erhabene Schauspiel währte jedoch nicht lange. Nach wenigen Minuten verlor der Berg seine röthliche Färbung, und der Himmel um ihn her ward dunkler. Bald darauf schwebte eine gewaltige schwarze Wolke über seiner Spitze.

„Sieh, Marie!“ rief Allan seiner Tochter zu. „Sahst du je etwas Großartigeres? — Blick auf jene schwarze Wolke, die über dem Lomther hängt.“

Marie blickte hin, und sah die Wolke sich langsam und majestätisch herabsenken, die Kuppe des Berges verhüllen, und sich noch ein Stück auf dessen Seiten niederlassen. Endlich, als sie sich, wie es schien, fest gelagert hatte, zuckte ein Blitz aus ihr hervor. Für einen Augenblick erleuchtete er die Spitze des Lomther, aber, mit Gedankenschnelle entschwinden, versank Alles wieder in die vorige Finsterniß. Voll Schrecken umfaßte Marie ihren Vater.

„Ein Au, mein theures Kind,“ sagte Allan, sie zärtlich an sich drückend, „und du wirst den Donner hören.“

Raum hatte er das Wort ausgesprochen, als ein Donner erscholl, so gewaltig, daß es schien, die Spitze des Berges müsse gespalten sein. Der furchtbare Ton hielt einige Zeit an, denn die benachbarten Berge warfen ihn im Echo einander zu, bis er endlich in der Ferne allmählig verschwand. Blitze und Donnerschläge folgten nun aus verschiedenen Richtungen, und endlich stürzten Ströme Regen vom Himmel.

Nicht ohne Besorgniß vernahmen dies die beiden

einsamen Bewohner des Hauses. Hestig schlug der Regen gegen die Fenster, dann und wann von den Donnerschlägen übertobt. Draußen war Alles in un- durchdringliche Finsterniß gehüllt, nur zuweilen von flammenden Blitzen unterbrochen. Dann begannen furchtbare Windstöße durch das Thal zu toben; der Bach, der nahe an dem Hause vorüberrann, mußte hoch angeschwollen sein, denn hörbar rauschten seine Wogen.

Mit unverminderter Gewalt tobte der Sturm, als an die Thür der Hütte gepocht wurde. Allan öffnete, in der Erwartung, daß es seine Diensthleute wären; aber zu seinem Staunen und Mißvergnügen erblickte er Thomas Hervey, einen der berühmtesten Prediger des Covenant. — Er war ein ehrwürdiger alter Mann, und schien durch Mangel und Anstrengung erschöpft; denn sein Gesicht war bleich, und er zitterte; seine Kleider waren von dem Regen durchnäßt.

Allan zögerte nie, und gegen Niemanden, sich mildthätig zu beweisen, aber dennoch fühlte er sich nie so aufgelegt, als gerade in diesem Augenblicke, seine eigenen Gefühle zu verläugnen, und die göttliche Tugend der Gastfreundschaft zu verlegen. Mr. Hervey ward, wie so mancher andere Rechtsschaffene, von der herrschenden Gewalt verfolgt; und die Verfolgung geschah mit solcher Wuth, daß es für Hochverrath angerechnet werden konnte, ihm nur für eine einzige Nacht Herberge zu gewähren. Schon waren Mehrere erschossen worden, weil sie den ausgestoßenen Covenantern diesen kleinen Dienst erwiesen; Allan selbst war noch kürzlich wider seinen Willen Zeuge

einer solchen blutigen That gewesen. Daher bewillkommte er den Ermatteten nicht mit der ihm sonst eigenen Herzlichkeit. Im Gegentheile hielt er die Thür halb angelehnt, und fragte ihn mit sichtlicher Verlegenheit, was er wolle.

„Ich sehe, Mr. Hamilton,“ sagte der Religionslehrer ruhig, „Ihr wünschet nicht, daß ich Eure Schwelle überschreite. Ihr fragt mich, was ich will; ist das christlich? Was kann ein Mensch in einer Nacht wie diese wollen, als Obdach und Schutz? Gewährt Ihr mir dies, will ich für Euch und die Euren beten; versagt Ihr es, so kann ich nur den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen, sei es auch in den Tod.“

„Mr. Hervey,“ sagte Allan, „Ihr kennt Eure Lage, und kennt die meinige. Es würde mich schmerzen, dem geringsten Wesen, das athmet, so zu begegnen, wie ich Euch jetzt begegnete; aber Ihr wißt es, Ihr seid außer dem Gesetz, und ein Nachtlager unter meinem Dache ist gerade so viel, als mein Leben werth ist. — Sah ich nicht noch vergangene Woche einen meiner nächsten Nachbarn um viel geringerer Ursach wegen grausam ermorden — nur weil er einem Eurer Brüder ein Stückchen Brot gereicht hatte. — Mr. Hervey, ich wiederhole es, und wiederhole es mit Betrübniß, aber Ihr kennt meine Lage, und meines Kindes wegen bleibt mir nichts Andres zu thun übrig.“

„Ja, ich kenne Eure Lage,“ erwiderte der Prediger, indem er sich mit geringschätzendem Blicke in die Brust warf. „Ihr seid Einer jener Schwach-

herzigen, welche ihres Wohlergehens und zeitlichen Vortheiles willen die glorreiche Sache verlassen haben, für die Eure Väter kämpften. Ihr seid Einer von denen, die kalt dabei stehen können, wenn Andere einen guten Kampf fechten; — und haben sie gesiegt, werdet Ihr Euch unbedingt der Früchte des Sieges mit erfreuen wollen. — Ihr habt Euch in der Zeit der Noth zurückgehalten, und habt der Verfolgung in so fern genügt, als Ihr dem Covenant Euren Arm entzoget. Jetzt, wo ein demüthiger Verfechter jener heiligen Sache eine Stunde Obdach von Euch erbittet, haltet Ihr Eure Thür zu, und versagt ihm den Eintritt. Ich überlasse es Gott, über Euch zu richten, und scheide von Euren ungastlichen und unchristlichen Hause."

Er wollte sich entfernen, als Marie, welche mit klopfendem Herzen der Unterredung zugehört hatte, hervorsprang und ihn beim Arme ergriff. In ihrem schönen Auge glänzten Thränen, und sie sah ihren Vater mit einem Blicke an, in dem sich Bitte und Vorwurf gleich deutlich aussprachen. „Ihr wollt diesen armen alten Mann nicht so entlassen, Vater; gewiß, Ihr wollt nicht. — Ihr habt nur gescherzt. — Kommt herein, Mr. Hervey, mein Vater meinte es nicht so, wie er sprach.“ Sie führte ihn bei der Hand in das Haus, und schob Allan, der noch immer an der Thür stand, sanft bei Seite. „Nun kommt, Mr. Hervey,“ fuhr sie zu dem Gaste gewendet, fort; „setzt Euch und trocknet Euch. Und Ihr, Vater, seid so gut und verschließt die Thür.“

„Dank dir, mein schönes Mädchen,“ sagte der

Geistliche. „Für diese gute That wird der Herr dir seinen Beistand verleihen, wenn du dessen bedarfst. Du hast gezeigt, daß die Alten von den Jungen lernen können, und ich will zu Gott beten, daß die Lehre der Wohlthätigkeit, die du deinem Vater gegeben hast, nicht zu deinem oder seinem Nachtheile ausfallen möge.“

Allan sagte nichts. Er fühlte, daß seine Handlungsweise nicht edel gewesen sei, obgleich sie sich allenfalls durch das strenge Gebot der Nothwendigkeit und der Zeit rechtfertigen ließ. — Sein Herz war von Natur wohlwollend, und über den Selbstvorwürfen vergaß er jeden Gedanken an Gefahr.

Seine und Mariens erste Sorgfalt richtete sich auf seinen Gast. Nachdem dessen Kleider getrocknet waren, ward Speise für ihn aufgetragen, von der er genoß, nachdem er Gott in einem brünstigen Gebete gedankt, daß er seine Geschöpfe so gütig gegen ihn gestimmt. Als er seine Mahlzeit geendet hatte, erhob er die Augen gen Himmel, faltete die Hände, und ersuchte den Segen des Himmels für den Hausvater und dessen Tochter. Hierauf zog er eine kleine Bibel aus der Tasche, und las einige Stellen des alten Testaments. Allan und Marie hörten dem alten Manne mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; seine Stimme ward kräftiger, seine Augen lebhafter, je mehr ihn der Geist der heiligen Schrift durchdrang.

Nach dieser Andachtsübung, und ehe er zur Ruhe ging, machte er den Vorschlag, den Abendsegen zusammen zu beten. Alle knieten sogleich nieder und

beteten inbrünstig und aus tieffter Brust. Der Greis betrauerte den schlimmen Zustand der Kirche Gottes; er bat, daß die Herzen derer, welche noch an dem wahren Glauben hielten, gestärkt und treu erhalten werden möchten; daß den Wankenden Vertrauen gegeben werde; daß die, welche aus Furcht oder weltlichen Absichten der guten Sache entzogen worden, zur Erkenntniß ihrer Irrwege geführt werden möchten. „O Herr!“ fuhr er fort, „du, der du über uns Alle gewacht hast, der du aus der Höhe des Himmels wohlgefällig auf uns herabschaust, du wirfst uns nicht jetzt in unserer Noth verlassen. Wir haben dich aus reinem Herzen in den tieffsten Thälern angebetet, und auf Felsen und Hügeln hast du unsere Stimme vernommen. „Wo ist Euer Tempel, Ihr Ausgestoßenen?“ fragen die Verächter. Wir antworten ihnen, o Herr, daß wir keinen andern Tempel haben, als den, den du selbst schufest; aber auch aus der Wüsten hörst du uns. Wir haben die Thäler in den Schatten des Todes betreten, aber du bist unser Licht gewesen. — Wir sind wie die wilden Thiere durch das Land gehegt worden, aber dein Geist hat uns nicht verlassen. Bewaffnete Männer haben uns auf allen Seiten umringt, und uns mit Untergang bedroht, aber unsere Herzen sind nicht muthlos geworden; auch Kerker und Marterbank haben uns nicht dahin bringen können, das heiligste aller Gesetze abzuschwören.“

Während seiner ganzen Rede, die er mit dem feurigsten Enthusiasmus hielt, währte der Sturm fort, und von Zeit zu Zeit ließen sich entfernte Donner-

schläge hören. Der Aufruhr der Elemente störte indessen seine Gedanken nicht; im Gegentheil, es regte ihn nur noch mehr an; und oft wendete er sich mit seiner Rede an den Sturm selbst. Mit tiefer Ehrfurcht lauschte Marie seinen Worten. Ihre Gefühle, von Natur lebhaft und religiös, wurden lebhaft ergriffen, und sie weinte heftig. Auch Allan Hamilton war ergriffen; obgleich er nicht mit starker Einbildungskraft begabt war. Er athmete tief, und oft rang sich ein halbunterdrückter Seufzer aus der Brust empor. Er konnte sich der Reue und Beschämung über die Laugigkeit in Sachen seines Glaubens, die er bisher bewiesen, nicht erwehren.

Die Nacht blieb zwar gewaltig stürmisch, hielt aber dennoch den Schlaf nicht ab, sich auf die Augen Aller zu senken. Jeder schlief ruhig, und der alte Priester vielleicht sanfter, als seine Wirth. Viele Monate waren verflossen, seit er nicht auf einem so weichen Lager geruht, als Marie Hamilton ihm heut bereitet hatte; denn er war ein Bewohner der Wüste, und hatte oft auf der öden Haide gelegen, mit keinem andern Schutze, als seinem Plaid. Sein Schlaf war daher köstlich, aber er währte nicht lange, denn kaum drang der erste Strahl des Morgens durch die Fenster, als er schon auf war, und seine Morgenandacht begann. Allan, obgleich sonst früh aufzustehn gewöhnt, lag noch im Bett, und staunte nicht wenig, als seine Thür sich öffnete, und der Priester hereintrat, leisen Trittes sich ihm nahek.

„Still, Allan Hamilton,“ rief er seinem Wirth zu. „Erweckt das liebe Mädchen, Eure Tochter, nicht.

Ich bin gekommen, Euch zu danken, und Euch Lebewohl zu sagen. Die Sonne ist aufgegangen, und ich darf nicht länger hier weilen, will ich nicht Eure und meine Sicherheit gefährden. Es sind Rundschafter durch das ganze Land verstreut; vielleicht bin ich ihrem Späherblicke dennoch entgangen. Ich gehe jetzt bis einige Meilen von Elyde, wo mehrere der Unsrigen versammelt sind. — Möge Gott Euch segnen, und dem bedrückten Lande bessere Zeiten senden.

Als Allan sich mit seiner Tochter zum Frühstück setzte, bot der Morgen ein erfreuliches Schauspiel, doppelt erfreulich im Vergleich zu der vorigen Nacht. Der Himmel war klar und heiter, und die Natur hatte einen eigenen, frischen Reiz über die Erde verbreitet. Die wenigen Wolken, welche am Himmel sichtbar waren, standen in großer Höhe, und eilten davon, als wollten sie keinen trüben Schatten an dem hellen, durchsichtigen Horizonte lassen. Der Wind war kaum stark genug, die Oberfläche eines kleinen Sees zu bewegen. Das niedergeschlagene Gras, der angeschwollene Bach waren die einzigen noch übrigen Zeichen des Sturmes. Das Wetter blieb schön, und als die Sonne die Mittagshöhe erreicht hatte, versprach sie einen der herrlichsten Tage des schönsten Monates im Jahre.

Gegen Mittag, als Marie zufällig durch das Fenster sah, bemerkte sie sechs Soldaten, welche auf das Haus zu kamen. Sie waren zu Fuß; an der Seite eines Jeden hing ein breiter Säbel, auf der Schulter trugen sie Musketen, und außerdem hatten sie noch im Gürtel ein Paar Pistolen. Sogleich eilte

sie zu ihrem Vater, und erzählte ihm mit allen Zeichen der lebhaftesten Besorgniß, was sie gesehen. Allan konnte ein unangenehmes Gefühl bei dieser Nachricht nicht unterdrücken; denn die Soldaten wurden allgemein gefürchtet, und wenn sich ein Trupp von ihnen blicken ließ, geschah es fast immer in der Absicht irgend einer Gewaltthat. Er ging zur Thür, aber eben als er sie erreichte, waren die Soldaten im Begriffe, einzutreten. In dem Führer des Haufens erkannte Hamilton den wilden Kapitain Clapperton, der sich durch seine schändlichen Grausamkeiten überall verabscheut gemacht hatte; man behauptete von ihm, während der Verfolgungen habe er siebzehn Personen, selbst ohne den Schein von Untersuchung, mit kaltem Blute grausam ermorden lassen. Er war einer von den Lieblingen Dalzell's, welcher ihn nur sein „Lamm“ zu nennen pflegte. Das Äußere dieses Mannes strafte seinen Karakter nicht Lügen. Seine Gefährten, mit Ausnahme Eines, schienen wohl zu ihrem Führer zu passen, und passende Instrumente zur Ausführung seiner blutigen Urtheile zu sein. — Als Allan auf diesen würdigen Diener der Tyrannei traf, kehrte er, von Jenem gefolgt, in das Haus zurück.

„Verschließt die Thür, meine lieben Kinder!“ schrie Clapperton. „Wir müssen mit diesem guten Manne eine Unterredung haben. — Mr. Hamilton, Ihr habt den frommen Priester bei Euch aufgenommen, — Ihr seid ein Psalmsinger geworden, he? — Staunt mich nicht an, als wäre ich eine Eule, sondern antwortet auf meine Frage — ja oder nein!“

Allan blickte ihn dreist an. „Kapitain Clapper-

ton,“ sagte er, „Ihr habt mich noch nichts gefragt. — Ich werde nicht zögern, Euch jede Antwort zu geben, die Ihr rechtlich von mir fordern könnt.“

„Antwortet mir denn, Herr,“ sagte Clapperton. „Waret Ihr nicht bei der Feldpredigt, nahe Lanark zugegen, wo einer von des Königs Soldaten erschlagen ward, indem er mit mehreren Anderen versuchte, die Versammelten auseinander zu jagen?“

„Ich war nicht dabei,“ erwiderte Hamilton. „Ich war nie bei einer Feldpredigt zugegen.“

„Auch bei keinem Conventikel?“

„Eben so wenig!“

„Denkt Ihr es abzuleugnen, daß Ihr zu jener verächtlichen Sekte gehört, die ihre Religionsübungen dem Gesetze zuwider hält? — Mit einem Worte, wollt Ihr es leugnen, daß Ihr ein geschworenes Mitglied des Covenant seid?“

„Ich leugne es fest.“

„Bekennst es, und rettet Euer elendes Leben. Bekennst es, oder ich will Euch einen Beweis aufstellen, über den Ihr staunen sollt, und der Euch mehr kosten könnte, als Ihr glauben dürft.“

„Ich werde keine Unwahrheit sagen, selbst nicht, um mein Leben zu retten.“

„Dann mögen die Folgen auf Euren eigenen Kopf kommen. — Kennt Ihr einen gewissen Hervey, einen Prediger?“

„Ich kenne ihn!“ erwiderte Hamilton fest.

„Ha ha, nun kommt es. Dann habt Ihr auch mit dem Manne gesprochen, allervortrefflichster Mr. Hamilton?“

„Ja, ich habe mit ihm gesprochen.“

„Er ist in Eurem Hause gewesen?“

„Ich bin nicht Willens, dies abzuleugnen.“

„Hat er nicht in Eurem Hause Psalmen gesungen und gebetet, und bei Euch übernachtet? — He? — Und war es nicht noch in der vergangenen Nacht, wo dies Alles geschah?“

„Ich will nichts von alle dem bestreiten, was Ihr gesagt habt.“

„Dann, Allan Hamilton, sage ich Euch gerade heraus: Ihr habt einen Verräther beherbergt; und wenn Ihr ihn nicht ausliefert, oder sagt, wo er zu finden ist, so werde ich auch Euch für einen Verräther halten, und Euch als solchen bestrafen.“

„Des Herrn Wille geschehe!“ erwiderte Hamilton mit einem tiefen Seufzer. „Was ich that, war eine Handlung der gemeinen Menschenliebe. Der alte Mann sprach mich in seiner Noth um ein Obdach an, und es würde grausam von mir gewesen sein, hätte ich meine Thür vor ihm verschließen wollen. — Übt Euren Willen an mir, wie es Euch gefällt. Wohin er gegangen ist, weiß ich nicht, und wenn ich es wüßte, würde ich mich schwerlich für berechtigt halten, es Euch zu sagen.“

„Dann werden wir kurze Arbeit mit Euch machen!“ entgegnete Clapperton mit einem Fluche. „Noff, laß ihm zehn Minuten Zeit, ein Gebet zu sprechen, und verbinde ihm dann die Augen. Es ist unnütz, noch lange mit ihm zu streiten; wir haben heut noch andere Angelegenheiten von gleicher Wichtigkeit abzumachen.“

Marie hatte bisher angstbekommen in einem Winkel des Zimmers gestanden, und hatte gelauscht; als sie aber die Worte des Kapitäns hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus, stürzte hervor, und warf sich Clapperton zu Füßen.

„O, Kapitain!“ flehete sie mit gerungenen Händen, „ermordet meinen Vater nicht. Nehmt mein Leben. Ich allein bin schuld, daß der alte Mann in das Haus gelassen wurde. Mein Vater weigerte sich, ihn aufzunehmen. Nehmt mein Leben, und schonet das seinige. Wenn er stirbt, bin ich seine Mörderin; — ich stürzte ihn in diese Gefahr!“

Einige Augenblicke blieb sie in dieser Lage, des Kapitäns Knie umklammernd, und ihn mit ängstlicher Besorgniß anblickend. Er war jedoch an dergleichen Auftritte schon zu sehr gewöhnt, um sich rühren zu lassen, und machte sich mit viehischer Rohheit von dem unglücklichen Mädchen los. Sprachlos stürzte sie zu seinen Füßen nieder. „Verwünscht sei die Dirne!“ schrie er wild. „Hält sie mich doch für eine weichherzige Milchsuppe; fort mit dem Tropfe!“

Eben wollte er seine rauhe Hand an die Unglückliche legen, als einer seiner Soldaten rasch vorsprang, sie sanft aufhob, und auf einen Stuhl setzte. Er war ein schlanker, schöner junger Mensch von sechs Fuß Höhe. Sein Gesicht war edel und wohlgeformt, der Ausdruck seiner Züge aber war finster, und schien auf eine heftige, verderbliche Leidenschaft zu deuten; dessenungeachtet sprach sich ein edles Herz unverkennbar in ihnen aus.

„Kapitain,“ sagte er, „ich sehe den Nutzen,

diesen alten Narren zu erschließen, nicht ein. Ich fange an, zu fühlen, daß wir bei dergleichen Dingen zu hastig zu Werke gegangen sind. Ist überdies wahr, was die Dirne sagt, so ist hier nicht viel von Verrath im Spiele. Auf jeden Fall würde ich dafür stimmen, die Sache dem Gerichtshofe zu übertragen.

„Graham,“ sagte Clapperton, ihn mit durchdringendem Blicke messend, „laß mich keine deiner sanftmüthigen Reden hören. Was der Teufel, ficht dich an? — Wenn irgend ein Act der strengen Gerechtigkeit ausgeübt werden soll, wirst du gleich so freideweiß, als hättest du den leibhaftigen Satan erblickt. — Ein herrlicher Kerl, um des Königs Uniform zu tragen. — Sprichst du noch ein Wort,“ fuhr er mit einem furchtbaren Schwure fort „— so zeige ich dich dem General an.“

„Kapitain,“ erwiderte Graham, mit Bescheidenheit, doch auch mit Festigkeit vortretend, „Ihr könnt von mir sprechen, wie es Euch gefällt; Ihr seid mein Offizier; — doch könnt Ihr gewiß eben so wenig, als irgend Jemand im Regimente sagen, daß ich zurückgeblieben wäre, wo wirkliche Gefahr meine Dienste forderte; aber ich kann nicht ruhig dabei stehen, wenn ich einen Mord begehen sehe. — Habt Ihr gegen diesen Mann irgend etwas vorzubringen, so laßt ihn nach Edinburgh bringen, wo die Commission ihn strenge genug strafen wird, wenn man ihn wirklich als schuldig befindet. Ich bin bei einigen solcher Morde gewesen, aber mein Gewissen sagt mir, daß ich Unrecht gethan habe; und was auch die Folgen sein mögen — ich helfe zu keiner solchen Mordthat wieder.“

„Ei,“ sagte Clapperton, „du bist eine wahre Memme, und weit mehr geeignet, dich in der Uniform vor den Dirnen zu brüsten, als wie ein Mann zu handeln. Aber Herr John Graham, laßt Euch sagen, daß Eure Beredsamkeit das Schicksal dieses Verräthers beschleunigt hat, statt es zu verzögern. Und laßt Euch ferner erzählen, daß ich Euch bei meiner Ankunft im Hauptquartiere als Meuterer der gerechten Strafe übergeben werde. — Ross, verbinde Hamilton die Augen und führe ihn hinaus.“

Sein Befehl ward augenblicklich vollzogen, während Marie verzweifeln auf ihren Vater zustürzte, ihn in die Arme schloß und inbrünstig küßte.

„Mein Vater! — Mein Vater! Ich bin deine Mörderin!“ rief sie. „Ich will mit dir sterben! — Ihr grausamen Männer, will keiner von Euch ihn von dem blutigen Tode erretten?“

„Meine theure Marie,“ sagte Hamilton, „möge Gott dich beschützen, und dir ein besseres Loos bescheiden, als er mir zu Theil werden läßt.“ Mehr konnte der unglückliche Vater nicht sprechen. Mit Gewalt ward er dann aus ihren Armen gerissen, und auf den grünen Rasenplatz vor dem Hause geschleppt. Marie fiel in eine kurze Ohnmacht, und als sie aus derselben erwachte, fand sie sich mit Graham allein im Zimmer. Unwillig schritt er auf und nieder, und der Born verlieh seinem Gesichte eine tiefe Röthe. Durch einen plötzlichen Gedanken angetrieben, eilte Marie an das Fenster; das Erste, was sich hier ihren Blicken darbot, war ihr Vater, der mit verbundenen Augen auf den Knien lag; ihm gegenüber standen

die vier Soldaten, und schienen auf den Befehl Clappertons zu warten, der den Blick auf die Uhr gerichtet hatte, die er in der Hand hielt. Bei diesem fürchterlichen Anblicke warf Marie sich dem Soldaten zu Füßen.

„Junger Mann, — junger Mann, rettet meines Vaters Leben!“ schrie sie zu ihm auf. „O, versucht es wenigstens, ihn zu retten! — Ich will Euch lieben, will für Euch arbeiten, will für ewig Eure Skavin sein. — Gesegnet sei Euer fühlendes Herz; — Ihr wollt — ja, Ihr wollt!“ Sie sprang auf, schlang die Arme um ihn und küßte ihn auf die Wange.

Eine Thräne entquoll Grahams männlichem Auge, und seine Seele ward vom Mitgefühl für das liebe Wesen ergriffen, das ihn umschlang, und so rührend um seinen Beistand flehte. Er wendete sich gegen das Fenster. „Laßt mich los,“ sagte er rasch. „Der verfluchte Bluthund hat seine Uhr eingesteckt, und läßt präsentiren; es ist nicht ein Moment zu verlieren.“

Ohne weiter ein Wort zu sagen, ergriff er seine Muskete, sprang hinaus und schoß Clapperton auf der Stelle todt.

Die Soldaten waren durch diese rasche That verwirrt. Sie ließen die Gewehre, die sie schon angelegt hatten, niedersinken, und blickten sich staunend und unschlüssig einander an — dann auf Graham — dann auf den todtten Offizier zu ihren Füßen. Als sie sich von der ersten Überraschung erholt hatten, hoben sie den Kapitain empor, um zu sehen, ob er noch Zeichen des Lebens gebe; aber er war vollkom-

men todt. Dann entspann sich unter den Soldaten folgendes Gespräch.

„Nun, denkt Ihr, daß er todt ist?“ fragte Russell.

„Todt? Ei, so todt, wie Julius Cäsar!“ sagte Smith. „Mich soll nur wundern, was der alte Dalzell sagen wird, wenn er hört, daß sein Lamm auf diese Weise geschlachtet ist.“

„Verdammt, Smith,“ rief Russell, „sprich nicht schlecht von dem Capitain. Er war ein braver Mann, das heißt, so auf seine eigene Art. Niemand diene seinem Vaterlande besser darin, es von den runden-ohrigen Priestern zu befreien; er war ein Duzend Hängemänner *) werth.“

„Es ist keine Zeit zu scherzen und Unsinn zu reden,“ fiel Ross ein. „Hier ist ein so schönes Stückchen Mord, als je begangen wurde; und wir müssen uns darüber entscheiden, was wir anfangen wollen, erstens mit dem Verräther Hamilton, und zweitens mit dem Mörder Graham.“

„Was Ihr auch mit mir beginnt,“ sagte Graham, „so hoffe ich doch, daß Ihr dem armen Manne nichts zu Leide thun werdet. Laßt ihn gehen, und thut so wenigstens ein Mal in Eurem Leben eine milde Handlung.“

„Seht,“ sagte Russell, „ich für mein Theil gehe immer mit der Mehrzahl. Verdammt, erschossen oder nicht, das gilt Dir Russell Alles eins. Wollt Ihr ihn laufen lassen, nun wohl, so habe ich nichts dawider.“

*) Henker.

„Schön, schön,“ rief Jones, „laßt ihn laufen, und nach seinem Belieben Psalmen singen.“ Diese Menschen waren es überdrüssig, unschuldiges Blut zu vergießen; und so bereit sie auch sein mochten, auf höhern Befehl noch mehr zu vergießen, so sehr scheuten sie sich doch, es auf eigenen Antrieb zu thun, besonders, da ihr Opfer ihnen nicht den geringsten Widerstand leistete.

„Ich sehe, Kameraden,“ sagte hierauf Ross, „daß Ihr darüber einverstanden seid, den alten Narren frei zu lassen.“ Er trat nun zu Hamilton, der, von den Armen seiner Tochter umfassen, noch immer kniete, und in angstbeklommener Spannung den Erfolg jener Berathschlagung abwartete. „Steht auf,“ sagte er zu ihm; „und dankt Euren Sternen; aber seht Euch in Zukunft vor, nicht wieder unter dem Vorwande von Milnthätigkeit Verrath zu begehen. Ihr möchtet nicht alle Tage einen jungen Burschen finden, der Euch das Leben auf solche Weise rettet. — Und was dich betrifft, Graham,“ wendete er sich zu diesem, „so verhafte ich Dich. Du mußt uns nach dem Hauptquartier begleiten, und dort Deine Strafe für dies Geschäft abwarten. Du hast an unserem Offizier einen schwarzen Mord begangen, und wenn wir Dich nicht ablieferten, würde der alte Dalzell uns die Minute todt-schießen lassen, als wären wir Covenanter.“

Graham mußte hierauf Muskete, Säbel und Pistolén abgeben, und seine Kameraden banden ihm die Hände auf den Rücken. „Lebet wohl, junge Dirne,“ sagte er zu Marien, welche ihn mit Thränen der Dankbarkeit anblickte. „Lebet wohl; ich habe Eures Vaters

Leben gerettet, und dadurch mein eigenes verwirkt. — Vergest John Graham nicht.“

Das unglückliche Mädchen gerieth bei diesen Worten außer sich; sie nähete sich den Wächtern des Gefangenen, und flehete um dessen Freilassung. Einer von ihnen schlug sein Gewehr auf sie an, und rief: „Bliß, Miß; wäre es nicht Eures schönen Gesichtchens wegen, meiner Frau, so schickte ich eine Unze kaltes Blei durch Euren Körper. — Was Teufel, ist's nicht genug, daß wir Euerm Vater das Leben geschenkt haben; wollt Ihr nun auch noch, daß wir den Mörder auf Gefahr unseres eigenen Genickes entfliehen lassen sollen?“

„Beunruhigt Euch meinetwegen nicht, mein süßes Mädchen!“ rief Graham. „Lebt nochmals wohl!“

Weinend wendete Marie sich ab, und die Soldaten schlugen den Weg nach dem westlichen Ende des Thaales ein.

Marie war zu edelmüthig, um sich selbst durch die Rettung ihres Vaters glücklich zu fühlen, da sein Leben durch das seines braven Retters erkaufte worden war. Als Graham hinweggeführt wurde, fühlte sie einen Schmerz, als sähe sie ihn zur Hinrichtung schleppen. Statt sich daher selbstsüchtig ihrer Freyde über die Rettung des geliebten Vaters hinzugeben, bot sie alle Kräfte ihres Geistes auf, darüber nachzudenken, wie der hochherzige Graham zu befreien sei. Es war keine Zeit zu verlieren, und hastig fragte sie ihren Vater, ob er kein Mittel wisse, seine Rettung zu bewerkstelligen.

„Nein, mein geliebtes Kind,“ erwiderte Hamilton,

„ich weiß keines. Wir leben fern von allen Menschen, und ehe wir Beistand erlangen, sind sie meilenweit aus unserem Bereiche.“

„Ja, Vater,“ rief sie hastig; „es giebt dennoch ein Mittel. Reitet schnell zu Allaster Wilson, auf jener Seite der Hügel; er ist ein kühner, entschlossener Mann, und gleich seinen nächsten Nachbarn an Kampf gewöhnt. Du weißt, daß er bei Drumlag verzweifelt focht; er tadelte dich zwar, daß du der Sache nicht beitratest, aber dennoch wird er dir jetzt seinen Beistand gewiß nicht versagen.“

Wie aus tiefem Sinnen erwacht, sprang Allan jetzt rasch empor. „Du hast Recht, meine liebe Tochter;“ sagte er. „Daran dachte ich nicht; deine Urtheilskraft ist schneller, als die meinige. Ich ziehe das Pferd aus dem Stalle; folge du mir, so schnell du kannst.“

Dies war das Werk einer Minute. Das Pferd ward gebracht, und Allan jagte, was es laufen konnte, über das Moor. Glücklicher Weise kam er bei dem Hause Allasters an, als dieser gerade im Begriffe war, es zu verlassen. Er hielt eine Musquete in der Hand, und ein breites Schwert hing von dem Riemen herab, den er um die Hüften geschnallt hatte. „Ihr seid gerade zu rechter Zeit gekommen,“ sagte der kühne Sohn des Covenant, als Hamilton ihm in der Kürze das ganze Ereigniß erzählt hatte. „Ich bin auf dem Wege, den würdigen Heiligen, Mr. Hervey, zu hören. Ihr seht, ich bin bewaffnet, um mich gegen jeden unerwarteten Feind zu vertheidigen; so sind auch Viele meiner Freunde und Brüder in

Gott, die bei dem heiligen Werke versammelt sein werden. Kommt mit mir, Allan Hamilton; Ihr seid einer von den Furchtsamen und Unentschlossenen in der Heerde Jakobs, aber wir wollen Euch dennoch helfen, wie Ihr es wünscht. Vielleicht gelingt es uns, den jungen Menschen zu retten, der Euch einen so wichtigen Dienst erzeigt hat."

Schnell begaben sie sich nun zu einem abgelegenen Orte, in der Entfernung einer halben Meile etwa; es war ein enges Thal, fast ganz von Felsen umringt. Hier sahen sie den ehrwürdigen Mr. Hervy, auf einem Erdhügel stehend, und einer Versammlung predigend, von denen der größte Theil der Männer mit Musketen, Pistolen oder Piken bewaffnet war. Sie bildeten den äußeren Kreis der Versammlung, und Weiber, Greise und Kinder standen in der Mitte. Dies waren welche von den frommen Christen, welche von den Felsen und aus den Höhlen ihres Vaterlandes die Stimme furchtlos zu dem Herrn der Welten erhoben; welche die geistige Oberherrschaft einer tyrannischen Regierung verwarfen, und es nicht unrecht oder verrätherisch erachteten, sich dem mächtigen Arme der gesetzlosen Gewalt mit der Kraft ihrer eigenen Waffen entgegenzustemmen; welche endlich in dem glorreichen Kampfe siegten, und jene reine Gottesverehrung einführten, die von der Nachwelt bei weitem nicht nach ihrem vollen Werthe anerkannt worden ist. Das bringende Bedürfniß des Augenblickes ließ Allaster nicht zögern, gerade auf Mr. Hervy zuzugehen, und ihn in seiner Rede zu unterbrechen. Dergleichen Störungen waren sehr häufig in

einer Zeit, wo die Verfolgten von Ort zu Ort fliehen mußten, um ihre Religionsübungen zu halten, die als Staatsverrätherei galten.

Mr. Hervey sagte seinen Zuhörern mit wenig Worten, was er von Allaster vernommen, und billigte Wilsons Vorschlag laut.

Es war keine Zeit zu verlieren, und unter Allasters Anführung eilte daher der ganze Haufe nach einem engen Felspasse, durch welchen die Soldaten kommen mußten. Da diese einen gewundenen Weg zu machen hatten, blieb dem Führer der Covenantaner hinlängliche Zeit, die Seinigen zu ordnen. Dies that er, indem er alle bewaffneten Männer, etwa zwanzig an der Zahl, in zwei Linien quer über den Weg stellte. Die nicht Bewaffneten, so wie die Weiber, Kinder und Greise, wurden weiter zurückgeschickt. Als daher die Soldaten herankamen, fanden sie zu ihrem Staunen eine bedeutende Streitkraft, bereit, ihnen den Durchzug streitig zu machen.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Ross, welcher den Sprecher machte. — Mr. Hervey trat hierauf vor, und sagte: „Laßt den jungen Mann los, den Ihr gefangen mit Euch führt.“

„Loslassen?“ entgegnete Ross. „Wolltet Ihr, daß wir einen Mörder freilassen sollten? Wißt Ihr, daß er seinen Offizier erschossen hat?“

„Ich weiß es,“ sagte Mr. Hervey, „und ich verdamme ihn dieser That wegen nicht. Kommt näher, Allan Hamilton, und sagt, ob das der Soldat ist, der Euer Leben rettete. — und Ihr, Marie Hamilton, tretet gleichfalls näher.“

Zum höchsten Staunen der Soldaten traten Beide aus dem Haufen hervor. „Das ist der Mann,“ sagte Allan, „möge Gott ihn seiner Handlung wegen segnen.“

„Er ist es!“ rief Marie. „Mit meinen eigenen Augen sah ich ihn den grausamen Clapperton niederschießen. Auf meinen Knien beschwor ich ihn um Barmherzigkeit; sein Herz hatte Mitleid mit mir, und er rettete meinen Vater.“

„Soldaten,“ sprach Mr. Herven, „ich habe Euch weiter nichts zu sagen. Der junge Mann hat Euren Hauptmann erschossen, aber er hat keinen Mord begangen. Seine That war zu entschuldigen, ja, sie war sogar preiswürdig, in so fern sie einen ehrenwerthen Mann rettete, und die Welt von einem Ungeheuer befreite. Liefert ihn uns aus, und gehet in Frieden, sonst möchte es Euch unter diesen bewaffneten Männern, welche hier vor Euch stehen, schlecht ergehen.“

Eine kurze Zeit berathschlagten die Soldaten untereinander; da sie aber einsahen, daß es Wahnsinn sei, einer solchen Mehrzahl Widerstand leisten zu wollen, ließen sie ihren Gefangenen, obgleich mit widerstrebend, los. Die Erste, welche sich ihm nahte, war Marie Hamilton. Sie machte die Stricke los, mit denen er gebunden war, und stellte ihn mit Stolz ihren Bekannten unter den Anwesenden vor.

„Gottes Willig, Graham,“ sagte Ross mit spöttischem Lächeln, „du hast uns ein Mal angeführt, aber es soll dir wahrlich schwer werden, es zum zweiten Male zu thun. Bald werden wir dich und deine puritanischen Freunde aus Eurer warren Missethat

heraushehen. Eine Elle guten Hanfes wird in Edinburgh auf dem Grassmarke für dich bereit gehalten. — Nimm nun noch meinen Gruss als ein Schurke, eine Memme, die du bist."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Graham sein Schwert, welches er so eben zurückerhalten, wüthend aus der Scheide riß, die Umstehenden bei Seite schob, und mit einem Sprunge dem Beleidiger gegenüber stand.

"Ross, du hast mich beleidigt!" schrie er, "und du sollst es büßen. — Bieh!"

Es entstand eine allgemeine Bewegung unter den Covenantern; Mehrere drängten sich zwischen die beiden erhitzten Soldaten, welche sich mit entblößten Waffen und funkelnden Blicken ansahen. Laut und voller Entsetzen schrie Marie Hamilton auf, und allgemein tönte aus dem Munde der Weiber der Ruf: "Trennt sie! trennt sie!"

Mr. Hervey trat hervor und ermahnte die Wüthenden, ihre Waffen einzustecken, und die meisten der Greise unterstützten seine Vorstellungen, aber alle ihre Worte waren vergebens. Sie standen einander wuthentbrannt gegenüber und warteten nur auf den Augenblick, wo man ihnen freien Grund zu dem blutigen Spiele geben würde.

"Laßt mich!" schrie Graham wüthend Einigen zu, die es versuchten, ihn zurückzuziehen. "Kann ich es dulden, daß der prahlende Schuft mich so beleidigt?"

"Komm heran, mein süßer Hahn des Covenant," schrie Ross, mit empörender Geringschätzung; "du

oder irgend einer von Euren singenden Haufen, — oder ein Duzend von Euch, Einer nach dem Andern.“

„Laßt Graham gehen!“ sagte die tiefe, kräftige Stimme Allaister Wilsons. „Laßt ihn gehen, oder ich will dem Manne mit meiner eigenen Waffe begegnen. — Mr. Hervey, Euer Rath ist uns Allen theuer, und wir wissen wohl, daß das Blut von Gottes Geschöpfen nicht nutzlos vergossen werden darf; aber hat der Mann des Blutes uns nicht öffentlich beschimpft, und sollen wir deshalb unsern Gefährten abhalten, ihm im Kampfe entgegenzutreten? Nein, laßt sie versuchen, welche Sache die bessere ist. Siegt der Herausforderer, so werden wir ihm keinen Harm zufügen, sondern ihn in Frieden ziehen lassen; wird er besiegt, — nun, so mag er die Folgen seiner Prahlerei bereuen.“

Diesem Vorschlage widersetzten sich zwar die Weiber und die älteren Männer der Versammlung mit Heftigkeit, allein die Jüngeren nahmen ihn einstimmig an. Jeder fühlte sich persönlich beleidigt, und gestattete für einige Zeit der übersprudelnden Leidenschaft, jedes sanftere Gefühl zu unterdrücken. Es wurde sogleich ein Stückchen ebenen Bodens zum Kampfplatz aus-
ersehen; den Freunden Rosses überließ man es, Alles in der gehörigen Ordnung zu veranstalten. Sie thaten dies mit einer Ruhe, einer Kaltblütigkeit, welche deutlich zeigte, daß diese Art von Zeitvertreib ihnen nichts Neues sei.

„Alles ist recht — fällt aus!“ ertönte ihr Ruf, und im Nu waren die Streitenden an einander. Die drei Soldaten sahen dem Gefechte mit kaltem Blute

zu, anders jedoch war es mit den übrigen Zuschauern; diese schenkten dem Schauspiele die regste Aufmerksamkeit. Einige der Frauen aber wendeten die Augen ab, und unter ihnen auch Marie Hamilton, welche ohne die Unterstützung ihres Vaters zu Boden gesunken sein würde.

Der Kampf war furchtbar, denn beide Streitenden hatten ungewöhnliche Körperkräfte, waren vom feurigsten Muth befeelt, und in der Führung ihrer Waffen wohlerfahren. Einige Zeit wurden die Streiche auf beiden Seiten mit bewundernswerther Geschicklichkeit aufgefangen, und Keiner befand sich im Vortheil. Endlich zeigte Ross einige Spuren von Ermattung, denn er schützte sich selbst nicht mehr so geschickt, griff seinen Feind nicht mehr so feurig an, als früher. Als Graham dies bemerkte, verdoppelte er seine Anstrengung. Er verfuhr jetzt ganz angriffsweise, und Streich auf Streich fuhr mit Blitzesschnelle auf seinen Gegner nieder. Den letzten und furchtbarsten Hieb führte er gegen den Kopf seines Feindes. Ross hielt sein Schwert meisterlich vor, aber Graham schlug es ihm nieder, und gewaltig donnerte seine eigene Waffe auf Rosses Helm herab. Dieser Hieb war entscheidend; ohne Besinnung stürzte Ross zu Boden. Sogleich sprang sein Sieger hinzu, und entwand ihm die Waffe, während der ganze Haufe der Covenanten in lautes Siegesgeschrei ausbrach.

Niedergeschlagen sahen die Soldaten auf den Ausgang des Zweikampfes, der ihnen sichtlich ganz unerwartet kam. Ihre erste Sorge war nun, ihren Kameraden vom Boden aufzuheben. Als sie ihr

hierauf untersuchten, konnten sie keine Wunde an ihm entdecken. Grahams Schwert war zwar durch seinen Helm gedrungen, aber nicht weiter; seine eigene Waffe hatte den Streich gebrochen, und so sein Leben gerettet. Nach wenigen Minuten schon hatte er sich so weit erholt, daß er aufstand, und um sich blickte. Das Erste, was er sah, war sein Gegner, der in dem Kreise der ihn umringenden Zuschauer stand, und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Nuff, Ross,“ sagte einer seiner Kameraden, „wir hielten dich immer für den besten Fechter im Regimente, aber ich glaube, heute hast du deinen Mann gefunden.“

„Meinen Mann? — Verdammt mich,“ erwiderte der Besiegte entrüstet; „ich dachte, ich wollte ihn zu Ras hauen. — Drei Jahre lang habe ich den Ruhm bewahrt, im ganzen Heere einer der besten Schläger zu sein; — und heute muß ich ihn so verlieren, und mein gutes Schwert dazu!“

„Hier ist dein Schwert, Ross; behalt es;“ sagte Graham, es ihm hinreichend. „Du hast dich als braven Mann gezeigt, und solche Kerle liebe ich, seien sie nun Freund oder Feind. — Aller Rath, den ich dir zu geben habe, besteht nur darin: Laß deiner Zunge nicht so prahlerisch den Lauf, und nenne Niemanden eine Memme, bevor du dich überzeugt, daß er wirklich eine sei.“

„Gut, gut, Graham!“ erwiderte Ross. „Ich nehme zurück, was ich gesagt habe. Ich habe jetzt eine bessere Meinung von dir, als ich vor zehn Minuten hatte. — Hätte dich aber vor dem alten

Dalzell; seine „Lammer“ werden arg hinter dir her sein, und du würdest wohl thun, dich ihnen aus dem Wege zu halten. Nimm diesen Rath als Dank für meine Waffe, die du mir zurückgegeben hast. Es wäre doch ein Elend, sollte solch ein schöner Bursch, wie du bist, gehängt werden; obgleich ich mich wenig darum kümmern würde, sähe ich deine Bekannten mit den langen Gesichtern bei dem Genick tanzen. — Gieb uns aus alter Kameradschaft die Hand, und dann wechsle das Quartier, so bald du kannst. — Leb wohl!“ Nach diesen Worten zog er mit seinen drei Gefährten ruhig seines Weges.

Man hielt es allgemein für unklug, wenn die Hauptpersonen dieser Handlung noch länger in dieser Gegend verweilt hätten. Mr. Hervey zog zwanzig Meilen weiter nördlich; Allan Hamilton, dessen Tochter Marie, und Allister Wilson begleiteten ihn. Graham ging auf Umwegen nach Argyleshire, und hielt sich dort mit solcher Klugheit verborgen, daß die Diener der Gerechtigkeit seiner nicht habhaft werden konnten, obgleich man in Erfahrung gebracht hatte, daß er sich in dieser Provinz aufhalte.

Alle thaten sehr wohl daran, so zu handeln, denn schon den Tag nach dem oben beschriebenen Ereignisse wurde eine starke Abtheilung Dragoner nach den Lowthern geschickt, alle die Genannten zu verhaften. Die Dragoner verfahren mit vieler Grausamkeit, brannten die Hütten vieler nahen Landbewohner nieder, und schlugen ihr Vieh todt. Sie durchsuchten das Haus Allan Hamiltons, nahmen Alles mit sich hinweg, was nur irgend tragbar war,

und trieben von seinem Vieh fort, was sie in der Nähe fanden. Unter anderen Dingen, die sie mit sich nahmen, war auch die Leiche des Capitain Clapperton, der auf dem Kirchhofe zu Larnak mit allen kriegerischen Ehren begraben wurde. Von den Personen jedoch, welche die Dragoner suchten, fanden sie Niemand.

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen währten die Verfolgungen im Süden von Larnakshire noch mit fürchtbarer Wuth fort, aber glücklichere Tage brachen bald darauf an. Die Ankunft des Königs Wilhelm, und die Entthronung des bigotten Jakob machten allen solchen Auftritten der Grausamkeit ein Ende; da wagten sich auch die Verfolgten aus ihren Schlupfwinkeln hervor.

Unter Anderen kehrte auch Mr. Herven zu den Pörothern zurück, und erfreute sich noch manches glücklichen Tages in der Mitte seines Kirchsprengels.

Allan Hamilton und dessen Tochter waren unter den Ersten, welche sich wieder in ihrer Heimath niederließen. Ihr Haus ward wieder in den vorigen Stand gesetzt, und bot in Kurzem die alten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Einen Monat, oder noch länger nach ihrer Rückkehr, schien sich Marie jedoch gar nicht zufrieden zu fühlen. Sie war stiller, als es sonst ihre Gewohnheit gewesen, und fragte man nach der Ursach davon, so konnte weder sie noch ihr Vater darüber Auskunft geben. Um diese Zeit machte ein junger, hübscher Mensch ihnen einen Besuch, und — sie wurde vollkommen glücklich. Dieser Gast war Niemand anders, als der wilde Fechter, Graham —

jetzt von seinen früheren Irrwegen durch Trennung von den ausschweifenden Gefährten vollkommen zurückgebracht, durch bessere Gesellschaft, mit der sein Mißgeschick ihn bekannt gemacht hatte, geheilt.

Nun nur noch wenige Worte, und unsere Erzählung hat ihr Ende erreicht. — Fünf Wochen später kamen dieser kühne Soldat und Allan Hamiltons reizende Tochter, als Mann und Weib aus der Kirche zurück. Laut gestanden Alle ein, es sei das schönste Paar, das sie je in den Lomthorn gesehen.

Graham ward ein guter Ehemann, und es bedarf wohl kaum noch erwähnt zu werden, daß Marie ein liebevolles, pflichtgetreues Weib wurde. Allan Hamilton erreichte ein glückliches hohes Alter, und sah vielversprechende Enkel um sich her ausblühen.

Noch Jahre nach dem Tode des Großvaters erzählte Marie ihren Kindern die Geschichte von ihres Vaters Gefahr und Rettung, die wir hier flüchtig wiederholt haben.

Unsere Erzählung ist keine Erfindung, sondern lebt noch jetzt in dem Munde der Landleute von Ober- und Mittel-Barnakshire.

Kindlicher Ungehorsam.

Kaiser Karl V. hatte Tunis gezwungen, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Begleitet von allen den Personen höhern und höchsten Ranges, welche sich am 16. Juli 1535 mit ihm zu Sagliari einschiffte hatten, eilte er durch die Straßen der Stadt und versuchte, der zügellosen Wuth der Soldateska, durch Ermahnungen und Drohungen, Einhalt zu thun. Aber vergebens; die niedrigsten Leidenschaften stritten gegen den schuldigen Gehorsam, und 30,000 Mohren und Araber wurden niedergemetzelt, und 10,000 einem noch weit schlimmern Geschick ausbezwahrt, für die Arbeiten in den Minen Südamerikas bestimmt. Den Grausamkeiten, welche während weniger Stunden verübt wurden, schreien die Menschenmänner noch jetzt die göttliche Rache zu, welche bei dem dritten Heereszuge der Spanier, dem zweiten ihres Beherrschers nach Afrika, 15 Kriegsschiffe, 150 Transportschiffe und 8000 Mann in dem unermesslichen Meere ihr Grab finden ließ; Tausende wurden noch überdies, nachdem sie sich an die Küste gerettet hatten, der wilden Rache des tunesischen Volkes geopfert. Die Soldateska hatte in der That schauderhafte Grausamkeiten verübt, aber die Oberen

sparten keine Mühe, der Wuth des rohen Haufens ihre Opfer zu entziehen. Mit eigener Hand hieb der Kaiser einige Anführer der Mörderhaufen nieder, indem er hoffte, die Andern dadurch zu schrecken, aber die Offiziere waren in Hinsicht der Zahl nur gering, und vermochten nicht, ihren Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Voll Kummer und Zorn warf Karl sein bluttriefendes Schwert auf den Boden, und die Offiziere aller Grade schämten sich, nur dem Namen nach den Befehl über einen Haufen Hölswächter zu führen. Gesichter, Hände und Kleidung trugen die Spuren heißen Kampfes; ihre Streittröße schienen durch Ströme Blutes getrieben zu sein, aber ihre niedergeschlagenen Blicke ließen weit eher auf Niederlage, als auf Sieg schließen. Fliehen, Wermuthschreien, Geschrei und Todesstöhnen erfüllte die Luft. Plötzlich trat eine augenblickliche Stille ein, doch dann folgte lauter Jubel, welcher immer näher und näher tönte. Fünfundzwanzigtausend Christen - Soldaten, eben die Tapfern, welche in der Citadelle eingekerkert, ihre Fesseln gesprengt und sogleich die Ausschüß der Festung gegen ihre Unterdrücker gerichtet hatten, kamen jetzt, sich Kaiser Karl V. zu Füßen zu werfen, ihrem Befreier Segenswünsche zuwachsend.

Noch waren die gegenseitigen Freudenversicherungen nicht beendet, als ein Zug Kameele, welcher sich dem Orte näherte, wo der Kaiser stand, allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Eine Dame, welche auf dem einen Kameele saß, warf das Laubwerk von sich, das sie gegen die Sonne geschützt hatte, schlug ihren Schleier zurück, und bat in englischer Sprache, vor

den Kaiser geführt zu werden. Ein Offizier, welcher ihre Sprache verstand, benachrichtigte den Kaiser von ihrem Wunsche, und Karl gebot ihm, sie in den Kreis der ihn umgebenden Edlen und Ritter zu führen, selbst aber als Dolmetscher zugegen zu bleiben. Die Kameele wurden mit ihrer Ladung sichern Hühnern übergeben und die Reisenden, zwei reichgekleidete Damen und ein Herr, stiegen von den Thieren herab. Die ältere der Damen nahm den Arm ihres männlichen Begleiters, die jüngere aber, eine reizende Sphingengestalt, in einen langen, wallenden Schleier gehüllt, ging auf der andern Seite nebenher. Als sie sich dem Kaiser naheten, beugten Alle ehrfurchtsvoll das Knie. — Karl V. gab den Wunsch zu erkennen, die verschleierte Dame möge ihr Gesicht enthüllen. Als sie dies nicht sogleich that, wollte einer der ihr zunächststehenden Offiziere den Schleier mit plumper Hand hinwegziehen, doch der ihr zur Seite knieende junge Fremde schleuderte ihm einen Blick der höchsten Mißbilligung zu und bat dann mit flüsternder Stimme die Schöne, ihm zu erlauben, daß er des Kaisers Wunsch erfülle. Ein Gemurmel allgemeinen Staunens über den Anblick des reizendsten Gesichtchens, verbreitete sich unter dem Gefolge des Kaisers. Der Kaiser erhob sich von seinem Sitze, reichte jeder der Damen eine Hand, und führte sie mit sich in sein Zelt. Die ältere Dame wollte hier nochmals niederknien, und das liebliche Mädchen, welches von Jener keinen Blick verwendete, war im Begriffe, ihrem Beispiele zu folgen, doch Karl hielt sie zurück, winkte auch dem Jünglinge mit der

Hand zu, die nochmalige Ehrenbezeugung verbit-
tend.

Freundlich sah der Kaiser auf sein Gefolge und sagte dann: „Wir sind heute nichts, als General und Offiziere eines ungehorsamen Heeres, und da wir Alle große Mühseligkeiten zu überstehen hatten, ist es auch billig, daß Alle sich setzen. — Dann wird diese Dame die Güte haben, uns etwas von dem Zwecke ihrer Reise zu sagen.

Die Ritter thaten, wie ihnen geheißen, und der Dolmetsch legte der Dame des Kaisers Worte aus. Sie warf sich dem Monarchen zu Füßen und rief: „Mächtiger Kaiser! Eine pflichtvergeffene Tochter, eine Verworfene liegt vor dir im Staube. An den Händen, welche ich zu dir erhebe, deinen Schutz für meine unschuldigen Kinder zu erslehen, klebt Blut.“

„Nein! nein!“ rief die reizende Jungfrau, indem sie sich ebenfalls vor dem Kaiser auf die Knie warf und im edlen Eifer nichts sah, als ihn und ihre Mutter. „Glaubt es nicht, gnädiger Herr Kaiser! Meine Mutter ist die Güte selbst. Sie vergoß kein Blut, als das eines Schurken, der meinen theuren Vater ermorden wollte.“

Tiefe Röthe färbte die Wangen des lieblichen Mädchens, und Thränen entströmten ihren Augen, indem sie so sprach. Der Kaiser hob sie und ihre Mutter auf, und als diese, nach des Kaisers Aufforderung, ihre Geschichte begann, herrschte in dem ganzen Kreise rings umher das tiefste Schweigen. Sie sagte:

„Mein Name ist Godfrey. Mein Vater besaß viele Güter, welche sämmtlich mir zufallen sollten, doch unter der Bedingung, daß ich dem nächsten Lehnsvorwandten meine Hand reiche. Aber ein Mann, der Alles besaß, nur keine Reichthümer, hatte schon längst mein Herz gewonnen. Mein Vater untersagte mir auf das Strengste, ihn zu sehen, und er beschloß nun, England zu verlassen. Ich — willigte im Wahnsinn der Liebe ein, ihm am Altare meine Hand zu reichen, obgleich der Segen meines Vaters dieser Verbindung fehlte. Godfrey brachte mich, gleich nach der Trauung, an Bord eines Schiffes, auf dem er die Ueberfahrt bedungen hatte. Er hatte die Absicht, nach Genua zu gehen, und wollte dort mit seinem Ohm, einem reichen Banquier, in Verbindung treten. Aber der Himmel bestrafte unsern unkindlichen Ungehorsam. Im Angesichte der Küste Oberitaliens griff ein tunesischer Korsar unser Schiff an; wir waren wehrlos, und daher eine leichte Beute des Feindes; ja, wir durften nicht einmal wagen, Widerstand zu leisten. Unser Schiff wurde nach Tunis gebracht, und wir dort auf dem Sklavenmarkte zum Verkauf ausgesetzt. Man wollte mich von meinem Gatten trennen, aber voll Verzweiflung klammerte ich mich an ihn an und sagte, daß ich eher sterben, als von ihm mich losreißen lassen würde. — Ein ehrwürdiger Türke sah unsern Schmerz, ward gerührt und kaufte uns Beide zusammen um einen ziemlich bedeutenden Preis. Er trug uns nur häusliche Beschäftigungen auf; wir erkannten diese Güte, gaben uns alle Mühe, seine Zufriedenheit zu erwer-

ben; er sah dies, und wenn wir in unsern Beschäftigungen auch unbeholfen waren, so verzieh er dies, den guten Willen für die That nehmend. Unsere Treue zu Achmet wurde auf die strengste Probe gestellt. Achmet zog sich, seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, auf ein einzeln liegendes Landhaus zurück; mein Gatte und ich begleiteten ihn, zu seiner persönlichen Bedienung bestimmt. Als er schwer am Fieber darnieder lag, drangen zwei jener Räuber, welche die Wälder unsicher machen, sich unter der Erde durchgrabend, in unsere Wohnung, und waren in derselben, ehe wir noch ihre Nähe geahnet hatten. Räubereien und gewaltsame Einbrüche sind hier so häufig, daß überall die Mittel bei der Hand sind, dergleichen Angriffe mit Gewalt zurückzuweisen. Mein Mann ergriff sogleich eine geladene Büchse und zielte so sicher, daß der eine der beiden Schurken stürzte, ganz nahe bei Achmet's Bett, und um nie wieder aufzustehen. Der Andere sprang auf das Bett zu; Achmet war durch den Schuß erweckt, und taumelte auf, den mörderischen Angriff abzuwehren; doch seine Kräfte kamen seinem Muth nicht gleich; — ermattet sank er zu Boden."

"Ich hatte ein Paar Pistolen, zu Godfrey's Gebrauch, herbeige Holt, doch noch ehe er sich ihrer bedienen konnte, erhielt er von seinem Gegner einen Schuß in das Gesicht; rasch faßte er jetzt nach einer der Pistolen und seine Kugel zerschmetterte dem Räuber den linken Arm. Ich wußte die Pistole nicht zu brauchen, aber ich hatte einen Säbel erfaßt, und als ich meinen Mann mit dem Bösewichte ringen, und

diesen hinterlistig einen Dolch aus dem Gürtel ziehen sah, stürzte ich, in blinder Verzweiflung, mit der blanken Waffe auf den Mörder ein. Ich hatte nicht den Vorsatz, ihn zu tödten, wenigstens war ich mir dieser Absicht nicht bewußt; doch ach! — die Spitze meines Stahles traf sein Herz. — Nie, nie werde ich den Blick vergessen, den er, sterbend, mir zuwarf. Tag und Nacht steht sein gebrochenes, muthersfülltes Auge vor mir.“

„Gott und Menschen sprechen Euch deshalb von jeder Sünde frei!“ sagte der Kaiser, und einstimmig wiederholten alle Umstehenden diese Worte.

Erauernd entgegnete Mrs. Godfrey: „Ich kann mich aber selbst nicht freisprechen. Wäre ich meinem Vater nicht ungehorsam gewesen, würde ich nie in die fürchterliche Lage oder Nothwendigkeit versetzt worden sein, entweder meinen Gatten vor meinen Augen ermordet zu sehen, oder mit meinen eigenen Händen einem meiner Nebenmenschen das Leben rauben zu müssen, und ihn mit alle seinen, noch ungebüßten, unbereueten Sünden der Ewigkeit entgegen zu senden. Als der Räuber, mit einer gräßlichen Verwünschung, das Eisen aus seiner Seite zog, und während ich an der Erde lag, meinem Gatten beizustehen, nun der warme Quell des Lebens aus seiner Wunde über meinen Fuß floß, da war es mir, als wenn mir das Blut in den Adern gefriere. Das Gefühl war nur augenblicklich; ich sah die geröthete Waffe auf das Herz meines Godfrey gerichtet und entrang sie dem sterbenden Bösewichte. Achmet bedurfte meiner Hülfe; ich brachte ihn auf sein Lager.“

als die Mohren erschienen, welche die Wache in dem Vorhofe hatten. Laut beklagten sie das Unglück, welches ihre Wachsamkeit hätte abwenden können. Ich schickte einen von ihnen ab, einen Sklaven zu holen, der in der Wundarzneykunst erfahren war; er sollte meinem Vatten die Kugel aus der Wunde ziehen. Das Blut hatte ich durch einen Theil meiner Kleidung gestillt, als er mir sagte, daß eines Wundarztes Beistand nöthig sein würde. — Bald besserte es sich merklich mit ihm; die glückliche Genesung Godfrey's bewog Achmet, sich ebenfalls der Kur des französischen Sklaven anzuvertrauen, der meinen Vatten geholt hatte. In kurzer Zeit war seine Krankheit gehoben, und er belohnte den alten Mann durch dessen Freilassung. — Der französische Chirurg ging nach Europa zurück. Ich benutzte diese Gelegenheit, meinem Vater einen reuevollen Brief zu schreiben und ihn anzusehen, daß er mich und den Vater eines Kindes, welches bereits unter meinem Herzen ruhte, aus der Sklaverei loskaufen möchte. Aber die Jahre des Kummer's hatten des alten Mannes Kräfte aufgerieben; er starb, noch ehe das Schiff unter Segel ging, und mit ihm erstarb auch jede Hoffnung auf Befreiung in meiner Brust. — Ach! weshalb sind die Herrscher civilisirter Staaten so gleichgültig gegen das schrecklichste von allen menschlichen Leiden? — Wie können sie tausende von Leben opfern, ihre Länder zu erweitern, oder politische und Handelsvorthelle zu erringen, und doch gleichgültig bleiben bei dem Schimpfe, den Barbaren ihrer köstlichen Ehre anthun, bei den Grausamkeiten gegen

ihre Unterthanen — Grausamkeiten, in Vergleich zu denen der bloße Verlust des thierischen Lebens eine wahre Wohlthat wäre. — — —

„Achmet behandelte uns wie Freunde, aber noch immer waren wir Sklaven, und sein Tod konnte uns einem strengen Herrn überliefern. — Mit wie bitteren Gefühlen blickte ich da auf meinen Sohn, der mit der Aussicht auf keine andere Erbschaft, als Sklaverei, geboren war. — Er starb, als er sechs Monat alt war, und ich verbeinte ihn, als wäre er der Erbe einer Krone gewesen.“

„Meines Vaters Fluch, und der Fluch, den der Räuber in seinen letzten Augenblicken ausfließ, erfüllten mich mit beständigem Entsetzen, und während unseres kurzen, ungestörten Beisammenseins quälte ich meinen Gatten durch Klagen. Gütig und sanft suchte er mich zu trösten; er stellte mir vor, wenn wir auch rasch und unbesonnen gehandelt hätten, so wären doch meine Eltern hart und grausam gewesen; dadurch aber, daß ich den Räuber erstochen, hätte ich meinem Gatten durch edlen Heldenmuth das Leben erhalten, und dem Räuber selbst die Qual erspart, seine Verbrechen durch einen langsamen, martervollen Tod zu büßen. —“

„Die Vernunft billigte diese Trostgründe, doch mein überspanntes Gefühl verwarf sie, und so gewährten sie mir keine dauernde Ruhe. — Während ich so durch immerwährende Angst gepelnigt ward, drohete uns noch furchtbarer Uebel.“

„Eines Abends kehrte Achmet spät aus dem Divan zurück, und beschied uns sogleich in sein ge-

heimstes Gemach. Mit leisem Tone sprach er hier zu uns: Meine Freunde — Ihr habt mein Leben gerettet, und es ist billig, daß ich Euch dafür das Eure erhalte. Die Spanier, unter Anführung des Marquis von Sanarez, sind beinahe schon vor unsern Thoren. Ich bin entschlossen, bei der Vertheidigung unserer Fahne des heiligen Propheten zu sterben, aber Barbarossa wird Slaven nicht das Vorrecht einräumen, für Freiheit und Unabhängigkeit zu sechten; er wird ein allgemeines Blutbad befehlen. — Doch noch habt ihr Zeit genug zu entrinnen; nehmt meine Kameele, welche mit Leichtigkeit in einem Tage eine Strecke zurücklegen können, wie das flüchtigste Ross nicht in einer Woche. Godfrey, du bist oft mein treuer Bote nach Belibulgerid gewesen; Alles, was ich dort niedergelegt habe, schenke ich dir hiermit. Du verstehst mich, und kannst deiner Frau die Erklärung geben. —“

„Nun noch ein Wort. — Nehmt den Knaben mit Euch, den sein hoher Vater mit seinem letzten Athemzuge übergab. Er war Euer Landsmann; sein Kind soll das Eure sein, und den Schatz mit Euch theilen, der außer Euch nur noch Einem bekannt ist. — Ich muß jetzt zu Barbarossa zurückkehren; — möge mein Gott und der Eure auf allen Euren Wegen mit Euch sein.“

„Das Schmettern der Trompeten verkündete die Nähe des Feindes. Mein Gatte verlor nicht einen Augenblick, die Kameele zu der Reise in Stand zu setzen, und ich schaffte das Nothwendigste herbei, um — ich wußte selbst nicht wohin — zu reisen; aber

Godfrey war mit mir, und ihm durfte ich unbedingt mein Glück vertrauen. Er kam zu mir, und unbeachtet gelangten wir durch die bewaffnete Menge in den Straßen; der kleine Eustach ging zur Seite der Kameele. Bald waren wir vor den Thoren, saßen auf, und flohen mit größerer Schnelligkeit über die Ebene, als der Adler durch die Lüfte. — Ohne Halt führte Godfrey uns durch enge Schluchten bis zu der südlichen Seite vom Fuße des Berges Atlas. Wir hatten keine Erfrischung zu uns genommen, außer daß wir dann und wann eine Apfelsine aussogen. Matt, von der Anstrengung erschöpft, sank ich meinem Satten ohnmächtig in die Arme, als er mir mit Mühe von dem Thiere hinab half."

"Ich glaube, wir schliefen ~~Über~~ dreißig Stunden, denn als ich erwachte, war es früh; mehrere Minuten konnte ich mich nicht darauf besinnen, wo ich sei. Es schien eine Laube, mit Gebüsch, Blumen und Früchten umgeben; doch die schwingende Bewegung, das beständige Rauschen des Windes, und das immerwährende, knarrende Geräusch konnte ich mir nicht erklären. Mein Satt und der liebliche, fünf Jahr alte Knabe standen an meiner Seite, doch sie bemerkten mein Erwachen nicht."

"Keine Sprache kann meine Überraschung schildern, als ich durch die grünen Wände meines Lagers blickte, und gewahrte, daß wir uns auf der Spitze eines ungeheuren Baumes befanden, dessen Äste und Zweige mit allerhand Schlingpflanzen durchzogen waren. Eine unwillkürliche Rückkehr zu meiner Lagerstätte bewahrte mich vor dem Falle in die jähe Tiefe. Die

Verwirrung meines Geistes ward durch einen Strom von Thränen gemildert, doch noch als ich wieder im Zusammenhänge denken konnte, nahm ich es für gewiß an, daß eine wilde Phantasie und nicht die Wirklichkeit mich auf einen so hohen Ort geführt habe."

„Meine ängstlichen Seufzer erweckten Godfrey aus seiner Ruhe. Der Busen, auf dem mein schmerzender Kopf ruhte, ward durch meine heißen Thränen beneht. — Jetzt, wo mein Geliebter nicht mehr ist, bereue ich es oft schmerzlich, daß ich seinen Kummer noch vermehrte, wo ich ihn hätte trösten sollen; — damals aber betrübte ich mich mehr als jemals wegen meines kindlichen Ungehorsams, wegen des von mir begangenen Menschenmordes, und über die unabwendbare Strafe des Himmels.

„Meine Susanna, mein theuerstes Selbst!" sagte mein Gatte, „wenn du dich deiner Fehler wegen anklagst, so vergiß auch deine guten Thaten nicht; und wenn du über unseren Zufluchtsort bebst, in dem wir gleich Vögeln in der Luft schweben, so erinnere dich zugleich auch, daß wir frei sind, und dem Tode entrannen. Die Lage, welche dich schauern macht, ist keine Einbildung. — Diese Laube ward durch Achmet, mich selbst und vier treue Slaven geschaffen, um den Bruder unseres Herrn zu empfangen, welcher den Rest seiner Tage in Einsamkeit und Buße hinzubringen beschloß. — Berauscht von Opium ermordete er in einem Anfalle grundloser Eifersucht seinen eigenen Sohn, und nichts konnte ihn abhalten, an eben dem Orte, an welchem er die unglückliche That beging, ein Einsiedlerleben zu führen. — Ihn

vor Mißhandlung zu schützen, kam Achmet auf den Gedanken, diese Laube zu bilden, da die Berbern gewiß nie so hoch nach einem Gegenstande der Plünderung blickten."

"Ich glaube, du weißt, wie gefährlich es für Alle ist, welche unter der tyrannischen Herrschaft Barbarossa leben, Reichthümer zu besitzen. Achmet sendete mich daher von Zeit zu Zeit ab, sein Gold, sein Silber und seine Edelgesteine am Fuße dieser Bäume einzugraben. — In keinem Lande der bekannten Welt sind so viel Schätze aufgehäuft, als in der Barbarei, und es ist wunderbar, daß dieser ganz bekannte Umstand die Habgier der europäischen Eroberer bisher noch nicht gereizt hat."

"Ach Godfrey," sagte ich, „jetzt strebst du wieder, mich mir selbst durch den Reiz deiner Unterhaltung zu entführen, aber ich bin elend, ich muß es sein."

"Meine Geliebte," erwiderte Godfrey, „hüt'he dich, die Vorsehung durch selbstgeschaffene Sorge zu reizen. Vergißt du, wie Viele deines Geschlechtes von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind, nicht durch Unglück, sondern durch Schuld? Sie sind von allen Rechten der Menschheit ausgeschlossen, und selbst die Erinnerung bringt ihnen nur Schrecken; — bei uns aber liegt es ganz in den Gränzen der Möglichkeit, unserem Vaterlande, unseren Freunden wiedergegeben zu werden." —

"Meines Vaters unveränderte Bärtlichkeit söhnte mich mit unserer sonderbaren Lage aus. Wir stiegen nie zur Erde nieder, als gegen Tagesanbruch, um

Wasser aus einem Flusse zu holen, der nahe an unserer Einsiedelei vorbeifloß, oder um Früchte für die Regenzeit zu sammeln, oder um die Ziegen zu melken, die dem Einsiedler gehört hatten. Unsere Kameele verließen uns nicht; wenn wir des Morgens herabstiegen, so zeigten sie viele Freude und Theilnahme, und wenn ein Junges geboren wurde, versorgten sie uns mit Milch. Bei der kalten Jahreszeit suchten sie ein milderes Klima auf, aber wenn der Frühling kam, kehrten auch sie zurück.“

„Achmet stammte aus dem Geschlechte der Galiphen, und wir schmückten unsere Kameele mit der grünen Decke, zu welchen ihr erster Herr ihnen ein Recht verlieh. Das Kameel ist für alle Muselmänner ein geheiligtes Thier, und selbst die Berbern würden es nicht wagen, sich eines Kameeles zu bemächtigen, welches nicht ihr rechtmäßiges Eigenthum ist.“

„Wir brachten die Tage unter frommen Gebeten und ernstern Gesprächen hin, und lehrten den kleinen Gustach in meiner Bibel lesen, welche der großmüthige Achmet für mich von den Piraten gekauft hatte. — Godfrey machte Körbe und anderes Hausgeräth, und unterrichtete Gustach in dergleichen häuslichen Künsten. Mir gewährte meine Nadel mannigfache Beschäftigung, und die Vorbereitungen für die Regenmonate halfen unsere Zeit ausfüllen. Herrliche Trauben hingen auf unsere Wohnung herab, und wenn wir auf dem Baum etwas tiefer hinabstiegen, konnten wir bequem von einem Baume zum andern gelangen, und Feigen, Datteln, Granatäpfel, kurz alle die herrlichen Früchte dieses reichen Landes pflücken.“

„Als diese theure, geliebte Tochter das Licht der Welt erblickte, gewann ich beinahe die heitere Lebhaftigkeit meiner Jugend wieder. Ich nährte sie, erzog sie, und unterrichtete sie in Allem, was unsere beschränkten Kräfte erlaubten; unsere Herzen waren froh, und Eustach schien ein neues Dasein gewonnen zu haben.“

„Während dieser ganzen Zeit hatten wir nichts von dem Einsiedler entdeckt. Eines Tages kletterte Eustach, einen Korb um den Hals hängend, von Baum zu Baum. Während er so nach Früchten spähte, sah er am Ufer des Flusses eine menschliche Gestalt, weiter abwärts, als wir uns je auf unserem Morgenspaziergängen gewagt hatten. Godfrey, welcher Eustach gefolgt war, erkannte den Einsiedler, und vermuthete, daß er einst hier während seiner Morgenandacht vom Schlage getroffen, und dann hilflos umgekommen sei. — Godfrey und Eustach beerdigten den ausgetrockneten Leichnam am nächsten Morgen.“

„Zunfzehn Jahre rollten so in den Schooß der Zeit hinab. Godfrey machte häufig auf einem unserer Kameele kleine Reisen. Wie elend fühlte ich mich immer, ehe er zurückkehrte, und wie unglücklich, daß sich keine Möglichkeit zeigte, wieder nach Europa zu gelangen. — Von seinem letzten Ausfluge brachte er erfreuliche Nachrichten mit, welche bald, — nur zu bald durch Trauer widerlegt werden sollten. — Mein theurer Godfrey, das Licht meiner Seele, ward von der Erde abberufen! —“

„Ich sah, daß er sehr angegriffen sei, aber den-

noch ließ er sich dadurch nicht abhalten, die Anstalten zu unserer Reise zu treffen, denn er fürchtete, wir möchten sonst zu spät in Tunis eintreffen, wohin, wie er gehört, der große Kaiser kommen würde, die Ungläubigen zu züchtigen. — Eustach nahm seinem Vater den schwersten Theil der Arbeit ab; er grub die Schätze aus, und packte die schwersten Kasten auf die Kameele; endlich waren wir fertig, am nächsten Morgen aufzubrechen.“

„Am Abend saß ich neben dem geliebten Theilnehmer meiner Freuden und Leiden; er lehnte sein Haupt an meine Brust, drückte dies Papier in meine Hand, und — sprach nicht mehr. — Ich versuchte ihn ins Leben zurück zu rufen, doch sein edler Geist hatte sich zum Himmel aufgeschwungen. — Wir hatten uns Alle einer ununterbrochenen Gesundheit erfreut, sanfte Lüfte mäßigten die Hitze des Sommers, warme Kleider schützten uns vor Feuchtigkeit und Kälte, und tief unter unserer Wohnung übte der Schiume seinen tödtenden Einfluß. — Dies Alles sagte ich mir, als ich verzweifelnd die kalte Stirn, die Wangen und Hände meines geliebten Gatten küßte.“

„Eustach sah das Papier meiner Hand entfallen; er hob es auf und sah auf der Außenseite die Worte: Augenblicklich zu lesen. — Meine Tochter war, durch die Anstrengungen des Tages erschöpft, in Schlaf gesunken. In jenen Augenblicken des bittersten Kummerd hatte ich selbst sie vergessen.“

„Eustach las die Zeilen, welche aus Tunis datirt waren. Mein theurer Gatte sagt mir darin, daß er sein Ende herannahen fühlt; er bittet und beschwört

mich, wenn er in der Baube stirbt, seinen Körper dort zu lassen. Als seinen letzten Wunsch spricht er die Bitte aus, wir möchten sogleich nach Tunis aufbrechen. Dabei erinnert er mich, daß wir in der Verbannung sterben müßten, wenn Ihr, hoher Herr, die Stadt vor unserer Ankunft verließet, und daß dann Eustach und Elisabeth, durch zärtliche Reigung verbunden, nie in rechtmäßiger Ehe vereinigt werden könnten. — Er verlangt, daß keine Rücksicht ihre Vereinigung hindern soll, wenn ich Gelegenheit zu finden vermöchte, sie nach den Gebräuchen der Kirche zu vollziehen, da sie durch Erziehung und Sinnesart am besten für einander paßten. — Eustach küßte das Papier tausend Mal; dann trat er an Elisabeths Lager, und erwartete mit über der Brust gekreuzten Armen ihr Erwachen, um die betrübende Kunde, welche sie empfangen mußte, zu lindern. — Ich darf nicht versuchen, ihren Kummer schildern zu wollen."

„Mächtiger Kaiser,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, indem sie auf die Knie sank, und die Hände flehend emporhob, „mächtiger Kaiser, meine Tage sind beinahe schon gezählt; — schwört mir bei dem Gotte der Schlachten, bei dem Gotte, der Eure Waffen segnete, — mein Kind und den ihr zum Gatten bestimmten Jüngling zu schützen und sie ihrem eigentlichen Vaterlande wiederzugeben, wo sie dann Eustachs gesetzmäßige Gattin werden mag.“ —

Der Kaiser verpfändete sein Ehrenwort, die Bitte zu erfüllen, und Mrs. Godfrey, Eustach und Elisabeth wurden mit ihren Schätzen ungefährdet nach

England gesendet. Die Erstere erfuhr hier, daß ihre Eltern ihre Entweichung nur kurze Zeit überlebt hatten. Sie gab sich der bittersten Reue hin, und ihr Begräbniß folgte kurz auf Eustachs und Elisabeths Vermählung.

Ihre letzten Worte an ihre geliebten Kinder waren:
„Glaubt es mir, Ihr Theuren, Unglücksfälle und Trübsal mannigfacher Art ist immer unausbleiblich die Folge kindlichen Ungehorsams.“

Der Zauber Spiegel.

Von
Walter Scott.

Meine Tante Margarethe gehörte zu jener achtbaren Schwesternschaft, die sich aller Mühe und Unruhe unterziehen, welche mit dem Besitze von Kindern verbunden sind, die allein ausgenommen, welche deren Eintritt in die Welt begleiten.

Wir waren eine zahlreiche Familie von sehr verschiedenen Neigungen und Eigenschaften. Einige waren finster und mürrisch, — sie wurden zu Tante Margarethe geschickt, um sich zu unterhalten; Andere waren roh, heftig, aufbrausend, — sie wurden zu Tante Margarethe geschickt, um ruhig zu sein, oder eigentlicher wohl, damit man den Lärmen nicht hören könnte, den sie machten; Kranke wurden zu Tante Margarethe gesendet, um Pflege zu empfangen; die Eigensinnigen, in der Hoffnung, daß Tante Margarethes Güte ihren harten Sinn beugen werde — kurz, sie hatte alle die mannigfachen Pflichten einer Mutter, ohne doch die Würde und Autorität des Mutterseins zu befehlen. Das belebte Bild ihrer vielfachen Sor-

gen ist jetzt dahin; von alle den mürrischen, kranken und eigensinnigen Kindern, welche ihr kleines Wohnzimmer von des Morgens bis des Abends erfüllten, ist außer mir keines mehr am Leben. Frühe Krankheit und Schwächlichkeit machte mich zu einem ihrer zartesten Zöglinge, und dennoch habe ich die andern Alle überlebt.

Noch immer ist es meine Gewohnheit, und soll es bleiben, so lange ich den freien Gebrauch meiner Glieder behalte, meine hochgeachtete Verwandte drei Mal die Woche zu besuchen. Ihre Wohnung liegt etwa eine halbe Stunde von den Vorstädten der Stadt, in welcher ich lebe, und man kann nicht nur auf der Landstraße, von der sie kaum hundert Schritte entfernt ist, zu derselben gelangen, sondern auch auf einem bequemen Fußpfade, der durch üppig-grünende Wiesen führt. Mir ist im Leben so wenig geblieben, was mir Schmerz bereitet, daß es zu meinen größten Qualen gehört, zu wissen, mehrere dieser herrlichen Wiesen sind zu Bauplätzen bestimmt. Einer dieser Plätze, der Stadt zunächst gelegen, ist schon seit mehreren Wochen ganz mit Steinen bedeckt; große Richtstangen sind an mehreren Orten des Grundstücks eingegraben, und eine schöne Baumgruppe, die sich an dem westlichen Ende des Besigthumes bisher noch auf dem angestammten Boden erhalten hat, empfing kürzlich durch einige weiße Pinselstriche die Weisung, sich zu entfernen, und einem Haufen neugieriger Essen Platz zu machen.

Andere in meiner Lage würde die Betrachtung vielleicht geschmerzt haben, daß diese Wiesen einst

das Eigenthum meines Vaters wären, (dessen Familie in der Welt einiges Gewicht hatte,) aber verkauft werden mußten, um den Schaden zu decken, den er durch eine gewagte kaufmännische Unternehmung erlitten hatte, die er unternommen, um seine sinkenden Glücksumstände wieder zu heben. Während die Bauanstalten im vollen Gange waren, sagte die Sorte meiner Freunde, welche eine Freude darin finden, dem Leidenden an jeden Theil seines Mißgeschickes zu erinnern: „So herrliche Wiesen — nicht bei der Stadt gelegen — bloß mit Erbpfaffen bepflanzt, hätte der Acker 20 Pf. getragen — und einzeln zu Gebäuden verkauft — o da wäre es eine wahre Goldmine gewesen. — Und das Alles ist für einen Pappenstiel aus den Händen des alten Besitzers gegeben worden.“

Meine Trübsal können mich nicht dahin bringen, mich über die Sache sehr zu grämen. Könnte ich nur die Vergangenheit ohne Unterbrechung übersehen, so wüßte ich das gegenwärtige größere Einkommen und die Hoffnung auf zukünftigen Gewinn den jetzigen Besitzern gern überlassen. Mich schmerzt die Veränderung nur, weil sie manche angenehme Ideenverbindung zerstört; und ich glaube, ich würde das Land lieber in den Händen von Fremden die frühere Gestalt behalten sehen, als es selbst besitzen, aber in Acker umgewandelt und mit Gebäuden bedeckt.

Ich hoffe indessen, daß die gedrohte Verwüstung nicht mehr bei meinen Lebzeiten Statt finden wird. Der abenteuerliche Unternehmungsgeist, der vor kurzer Zeit allgemein herrschte, ließ zwar die Sache beginnen, aber ich habe guten Grund, zu hoffen, daß durch

spätere Ereignisse der Speculationsgeist hinlänglich gedämpft sein wird, um den jetzt noch übrigen Wiesensab, der zu Tante Margarethes Haus leitet, in seiner natürlichen Gestalt zu lassen. Ich wünsche dies sehr, denn mit jedem Schritte auf dem grünen Wege, verbinden sich Erinnerungen an frühere Zeiten. — Die kleine Anhöhe hob mich das Kindermädchen, über meine Schwächlichkeit schimpfend, hinauf, während meine Brüder dieselbe jubelnd ersprangen. Ich entsinne mich noch sehr wohl des bittern Gefühles, das mich damals ergriff, so wie des Reizes, mit dem ich auf die freien Bewegungen meiner glücklichen Brüder blickte. — Ach, alle jene gutgehenden Schiffe sind auf des Lebens Ozean untergegangen, und nur das einzige, welches so gebrechlich schien, hat nach glücklich überstandnen Stürmen den Hafen erreicht. — Dort war der kleine Leich, auf dem wir unsere Flotten manövriren ließen; mein ältester Bruder stürzte einst in das Wasser, und wurde nur mit Mühe gerettet, um später unter Nelsons Banner sein Leben zu enden. Da ist das Haselgestrauch, in welchem mein Bruder Heinrich Nüsse zu suchen pflegte, nicht ahnend, daß er in Indien, wegen eines Streites über einige Rupien, den Tod finden werde.

Auf dem kurzen Wege stürmen so viele und mannigfache Erinnerungen auf mich ein, daß ich, still stehend, mich auf meinen Stoß mit der Krücke stützend, und rings um mich blickend, fast an der Identität meines eigenen Ichs zweifeln möchte, wenn ich bedenke, was ich war, und was ich bin; so stehe

ich denn endlich an dem Zelängerjellebergebüsche vor dem Hause meiner Tante Margarethe, und betrachte die Fenster, bei denen es scheint, als ob die Baumeister sich in dem Studium erschöpft hätten, jedes von dem andern verschieden zu machen, sowohl an Größe, als Gestalt und Verzierung der Steingefimse. Dies Gebäude, einst der Stammsitz der Grafen Glosse, ist in gewisser Hinsicht noch immer unser Eigenthum, denn einigen Familienvermächtnissen zu Folge ist es der Tante Margarethe während ihrer Lebenszeit zum Wohnsitz überlassen. Davon hängt in mancher Rücksicht der letzte Schatten eines Besizthumes der Bothwells, Grafen Glosse, an dem Erbe ihrer Väter ab. Der einzige Stammhalter wird, wenn dieser Schatten verschwindet, ein schwacher Greis sein, der gern dem Grabe zueilt, das schon alles verschlungen hat, was ihm lieb und theuer war.

Habe ich solchen Gedanken eine oder zwei Minuten nachgehangen, so trete ich in das Haus, welches, wie man sagt, früher nur das Thorhaus des Hauptgebäudes gewesen ist; hier finde ich ein Wesen, das von der Zeit wenig verändert zu sein scheint; denn die Tante Margarethe der jetzigen Zeit steht zu der meiner Kindheit in dem nämlichen Verhältnisse, wie der Mann von sechsundfünfzig Jahren zu dem Knaben von zehn. Die unveränderten Gewohnheiten der Tante Margarethe tragen unbezweifelt auch dazu bei, daß man den Glauben hegt, die Zeit sei bei ihr nicht vorgerückt.

Das braune oder schokoladenfarbene seidne Kleid mit den weiten Ärmeln, die bis zum Ellenbogen her-

abreichten, wo sich andere von weißem Zeuge zeigten; die schwarzen seidenen Handschuh; das weiße Haar, rückwärts gekämmt, und über eine Rolle gelegt; die Mütze von schneeweißem Cambric, welche sich dicht an das ehrwürdige Gesicht anlegte — dies alles gehörte eben so wenig zu den Gebräuchen von 1780, wie es zu denen von 1826 paßt, und giebt daher dem Außern der Tante Margarethe etwas ganz Eigenthümliches. Da sitzt sie noch eben so, wie sie schon seit dreißig Jahren saß, mit dem Spinnrade oder dem Strumpfe, woran sie im Winter am Feuer, im Sommer am Fenster arbeitet; vielleicht wagt sie sich an einem schönen Sommerabende auch bis zu dem Thorwege. Ihr Körper verrichtet, wie eine gutgebaute Maschine, noch immer ungestört, wozu er geschaffen zu sein scheint, zwar mit verminderter Geschwindigkeit, aber doch mit einer Sicherheit, welche noch für lange auf keinen Stillstand schließen läßt.

Die Liebe und Aufopferung, welche Tante Margarethe zur Sclavin einer ganzen Kinderstube voll Kleiner gemacht haben, richten sich jetzt ungetheilt auf die Gesundheit und Bequemlichkeit eines alten, kränklichen Mannes; der einzig Überbliebene ihrer Familie, und der letzte, für den ihre Erzählungen der Vergangenheit Interesse haben.

Meine Unterredungen mit Tante Margarethe haben in der Regel wenig Bezug auf Gegenwart und Zukunft; in der Vergangenheit besitzen wir so viel, als wir bedürfen, und keinem von uns Beiden verlangt nach mehr; was auf dieser Seite des Grabes noch für uns folgen kann, dafür haben wir weder

Hoffnung, noch Furcht, noch Wünsche. Wir blicken daher natürlich zurück auf das Vergangene; wir vergessen das gesunkene Glück und den verlorenen Einfluß unserer Familie über der Erinnerung an die Zeiten, wo sie reich und mächtig war.

Nach dieser Einleitung weiß der Leser so viel von Tante Margarethe, und deren Neffen, als nöthig ist, um die folgende Unterredung und Erzählung zu verstehen.

Vergangene Woche machte ich der alten Dame noch spät an einem Sommerabende einen Besuch; sie empfing mich mit der alten Liebe, dem gewohnten Wohlwollen, schien aber zerstreut und schweigsam. Ich fragte nach der Ursach. „Sie haben die alte Kapelle ausgeräumt,“ entgegnete sie mir. „John Clayhudgons hat, wie es scheint, die Entdeckung gemacht, daß der Staub, den sie enthält — wie ich glaube, Überreste unserer Vorfahren — sich trefflich dazu eigne, die Wiesen zu düngen.“

Hier sprang ich mit größerer Behendigkeit auf, als ich seit mehreren Jahren gezeigt hatte, setzte mich jedoch sogleich wieder, als meine Tante ihre Hand auf meinen Arm legte, und mich niederdrückend, fortfuhr: „Die Kapelle ist schon lange verfallen, und als Grundeigenthum betrachtet worden; was können wir daher für einen Grund angeben, wenn wir den Mann hindern wollten, das zu seinem Vortheile zu benutzen, was ihm gehört? Ueberdies sprach ich mit ihm, und er versprach freundlich und artig, wenn Monumente oder Gebeine gefunden würden, so sollten sie geachtet und zurückgegeben werden. Was ließ

sich mehr verlangen? — Der erste Grabstein, den sie fanden, trug den Namen Margarethe Bothwell, 1585, und ich habe ihn sorgfältig bei Seite legen lassen, da ich glaube, daß er meinen Tod bedeutet; nachdem er meiner Namensschwester zwei Jahrhunderte gedient hat, ist er gerade zu rechter Zeit ausgegraben worden, auch mir einen guten Dienst zu erzeigen. Mein Haus ist lange bestellt, so weit das Irdische dies verlangt, aber wer kann sagen, daß er seine Rechnung mit dem Himmel völlig abgeschlossen habe?"

„Nach dem, was Sie gesagt haben, Tante,“ erwiderte ich, „sollte ich jetzt eigentlich meinen Hut nehmen und gehen, und ich würde es auch, hätte nicht Ihre Frömmigkeit noch einen Beisatz. An den Tod zu denken, ist jederzeit Pflicht, ihn näher zu glauben, weil ein alter Grabstein aufgefunden wird, ist Aberglaube; und Sie mit Ihrem gesunden Verstande, der so lange die Stütze einer sinkenden Familie war, Sie hätte ich einer solchen Schwäche zuletzt fähig gehalten.“

„Auch würde ich Ihren Argwohn nicht verdienen, Better,“ erwiderte Tante Margarethe, „wenn wir von irgend einem Ereignisse des gewöhnlichen Lebens sprächen. Aber für dergleichen hege ich einen Aberglauben, von dem ich mich selbst nicht zu trennen wünsche. Es ist ein Gefühl, das mich von dieser Zeit trennt, und mit der verbindet, der ich zuzueilen im Begriffe stehe; und selbst wenn es mich, wie jetzt, an den Rand des Grabes zu führen scheint, und mich in dasselbe blicken heißt, wünsche ich es nicht zerstört zu sehen. Es beruhigt meine Phantasie, ohne meine Vernunft oder Handlungsweise zu stören.“

„Ich bekenne, meine gute Tante,“ entgegnete ich, „hätte irgend Jemand anderes, als Sie, diese Erklärung abgelegt, so würde ich sie dem Eigensinne eines Priesters entsprungen glauben, der nur aus Gewohnheit an dem Alten klebt, und behauptet, daß es besser sei, als das Neue.“

„Ich muß,“ sagte meine Tante, „diesen Widerspruch zu erklären suchen, indem ich ihn mit einem anderen vergleiche. Ich bin, wie Sie wissen, so etwas von einer altmodischen Jakobinerin; doch nur nach meinem Gefühle, denn kein treuerer Unterthan betet für die Gesundheit Königs Georg IV., den Gott uns lange erhalte. Aber ich darf behaupten, der gütige Monarch würde nicht glauben, daß eine alte Frau ihm großes Unrecht zufügte, wenn sie sich in der Stunde des Zwielschts in ihren Armstuhl zurücklegte, und mit Freuden der hochherzigen Männer gedächte, die gegen seinen Großvater die Waffen ergriffen, weil sie dies für ein Gebot der Pflicht hielten. — Kommen Sie nicht in solchen Augenblicken, wo meine Gedanken von Plaid, Sackpfeifen und Schlachtschwertern erfüllt sind, und verlangen, daß ich eingestehen soll, was ich, zu meinem Schrecken nicht läugnen kann — ich meine, daß das allgemeine öffentliche Wohl das Ende jener Dinge verlangte. Ich kann in der That die Tristigkeit Ihrer Gründe nicht bestreiten, und dennoch werden Sie wenig bei mir ausrichten, da ich gegen meinen Willen überzeugt bin. Eben so gut möchten sie dem entzückten Liebhaber ein Verzeichniß von den Fehlern seiner Geliebten aufbringen, denn wenn er gezwungen wurde,

Ihnen zuzuhören, Iſo werden Sie zur Antwort erhalten: Daß er ſie um ſo mehr liebe."

Es verdroß mich nicht, daß ich den trüben Gedankenſtrom der Tante Margarethe geſtört hatte, und ich erwiderte ihr: „Ich muß mich dennoch überzeugt halten, daß unſer guter König der treuen Anhänglichkeit der Mrs. Bothwell um ſo gewiſſer iſt, da er das Geburtsrecht der Stuarts mit dem Thronſolgerrechte verbindet."

„Vielleicht," ſagte ſie, „iſt meine Zuneigung zu dem Könige wegen der Vereinigung der Rechte, deren Sie erwähnten, wärmer, aber ſie würde nicht minder aufrichtig ſein, wäre des Königs Recht auch nur auf den Willen der Nation begründet. — Ich bin keine von den Anhängern des göttlichen Rechts."

„Und nichts deſtoweniger eine Jakobinerin."

„Und nichts deſtoweniger eine Jakobinerin; oder eigentlicher können Sie mich zu der Sekte rechnen, die zur Zeit der Königin Anna „Whimsicala“ genannt wurden, da ſie ſich zuweilen durch Gefühl, zuweilen durch Grundsätze leiten ließen. Übrigens iſt es hart, daß Sie einer alten Frau nicht geſtatten wollen, ſo ſchwankend in ihren politiſchen Anſichten zu ſein, als manche Menſchen ihr ganzes Leben hindurch ſind; denn Sie können mir Keinen zeigen, der ſich nicht durch Leidenschaft und Vorurtheil lenken ließe."

„Wahr, Tante; aber Sie ſind ein eigenſinniger Wanderer, den man zwingen ſollte, in den rechten Pfad zurückzukehren."

„Schonen Sie meiner, ich bitte Sie,“ erwiderte Tante Margarethe. „Ich sage Ihnen, Vetter, die Art wacher Träume, welche meine Einbildungskraft ausspinnt, sind oft mehr werth, als der ganze Rest meiner thätigern Lebenszeit. Dann wende ich, statt wie in den Tagen meiner Jugend vorwärts zu sehen, und Lustschlösser zu bauen, meine Augen zurück, auf die Tage und Sitten meiner bessern Zeit; und die trübem und dennoch erheiternden Erinnerungen drängen sich dann so zahlreich heran, daß ich es für Kirchenschändung halten möchte, klüger oder verständiger sein zu wollen, als die, zu denen ich in meiner Jugend ehrfurchtsvoll aufblickte.“

„Ich glaube Sie jetzt zu verstehen,“ sagte ich, „und kann begreifen, weshalb Sie zuweilen das Zwiellicht des Wahnes dem helleren der Vernunft vorziehen.“

„Wo kein Verlangen nach Belehrung ist,“ erwiderte sie, „mögen wir im Dunkeln sitzen, wer arbeiten will, rufe nach Licht.“

„Bei solchem zweifelhaften Lichte,“ entgegnete ich, „schafft die Einbildungskraft ihre bezauberten und bezaubernden Gebilde, und bringt sie den Sinnen zuweilen für Wirklichkeit auf.“

„Ja,“ sagte die Tante, eine höchst belebte Frau; „denen, welche dem Übersetzer Tasso's gleichen:

Dem Dichter, dessen Geist

Die Wunder glaubt, die er besingt.

Es ist deshalb nicht nöthig, daß Sie die peinlichen Schrecken fühlen, welche der wirkliche Glaube an dergleichen Dinge hervorbringen kann; ein Glaube, der

heut zu Tage nur noch bei Thoren und Kindern zu finden ist. Es ist nicht nöthig, daß Ihre Ohren klingen, daß Sie, wie Theodore, erbleichen, wenn der wilde Jäger naht. Alles, was Sie fühlen würden, ist ein leises Schauern und Frösteln, wenn Sie eine Schreckenßerzählung vernehmen, eine Geschichte, die der Erzähler aus kluger Wahl vorträgt, nachdem er seinen Unglauben an allem Geisterhaften betheuert hat; er führt dies zum Beweise an, daß es dennoch etwas gebe, was er sich und Andern nicht zu erklären wisse. Ein anderes Zeichen Ihrer Theilnahme ist es, daß Sie es nicht wagen, sich umzusehen, wenn das Interesse der Erzählung am höchsten gesteigert ist; ein drittes, daß Sie nicht in den Spiegel blicken mögen, wenn Sie des Abends allein in Ihrem Zimmer sind. Ich meine solche Zeichen, welche verkündeten, daß ein weiblicher Geist geneigt ist, an eine Gespenstergeschichte zu glauben. Ich will sagen, daß ich die beschreiben könne, welche, in ähnlicher Lage, sich bei dem stärkeren männlichen Geschlechte äußern."

„Das letzte Zeichen, theure Tante, das Vermeiden des Spiegels, dürfte doch wohl bei dem schönen Geschlechte nur selten zu finden sein."

„Sie sind ein Neuling in Toilettenangelegenheiten, lieber Vetter. Alle Frauen fragen den Spiegel sorgsam um Rath, ehe sie in Gesellschaft gehen, aber wenn sie nach Haus zurückkehren, hat er nicht mehr gleichen Reiz. Das Loos ist geworfen; der Eindruck, den sie machen wollten, ist entweder erfolgt oder verfehlt. — Ohne aber tiefer in die Geheimnisse des Nüchternen einzugehen, will ich Ihnen gestehen, daß

ich selbst, gleich vielen Andern, nicht gern in die glatte, schwarze Fläche des Spiegels in einem schwach erleuchteten Zimmer sehe, und wo der Schein des Lichtes sich eher in die dunkle Tiefe versenkt, als daß er in das Zimmer zurückgeworfen wird. Der schwarze Raum scheint ein Feld, auf dem die Einbildungskraft sich tummeln darf; sie kann uns ihre Gestalten, statt unserer eigenenzüge zeigen, oder vielleicht sieht, wie wir es in den Gespenstergeschichten unserer Kinderzeit hörten, irgend eine furchtbare Frage uns über die Schulter. — Kurz, wenn ich in der Stimmung bin, Geister zu sehen, lasse ich mein Mädchen die grünen seidnen Vorhänge vor den Spiegel ziehen, ehe ich in das Zimmer trete, damit sie den ersten Schreck der Erscheinung habe, im Fall sich eine zeigen sollte. Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, rührt, wie ich glaube, dieser Widerwille, in einen Spiegel zu blicken, von einer Geschichte her, die ich von meiner Großmutter hörte, welche theilweise selbst bei den Begebenheiten zugegen war, die ich Ihnen jetzt erzählen will."

Erstes Kapitel.

Der Zauber Spiegel.

„Sie lieben,“ sagte meine Tante zu mir, „Erzählungen aus vergangenen Zeiten. Ich wünschte, ich könnte Ihnen Sir Philipp Forester, den „ausgemachten Wüßling“ der guten Gesellschaft Schottlands, zu Ende des vorletzten Jahrhunderts, beschreiben. Ich sah ihn nie, aber meine Mutter erzählte mir oft von

seinem Geiste, seinem Witz, seiner Unterhaltungsgabe. Dieser fröhliche Ritter glänzte zu Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts. Er war der Lovelace seiner Zeit und seines Landes; berühmt durch die Menge der Zweikämpfe, die er gefochten, und der verliebten Abenteuer, die er bestanden hatte. Das Übergewicht, welches er in der Modewelt errungen hatte, war unbedingt. Wenn wir damit zwei oder drei Anekdoten verbinden, welche zeigen, daß er ganz bestimmt gehangen worden wäre, wenn es für alles Gesezt geben könnte, so genügt dies, zu beweisen, daß die jetzigen Zeiten viel anständiger, wo nicht tugendhafter, sind, als die früheren, oder daß damals die Hochgeborenen viel größere Vorrechte hatten, als jetzt. Kein Stuker unserer Tage dürfte sich eine solche Geschichte nachsagen lassen, wie die von Peggy Grindstone, der Tochter des Müllers in Sillermills; es würde sich jetzt zur Beachtung des Lord Advokaten eignen. Aber Sir Philipp Forester that es keinen Eintrag. Er ward in der Gesellschaft eben so gut aufgenommen, als früher, und aß an eben dem Tage, an welchem das arme Mädchen begraben ward, bei dem Herzoge von A—. Sie starb an einem gebrochenen Herzen; — doch, das hat nichts mit meiner Erzählung zu schaffen."

„Setzt einige Worte über Sippschaft und Verwandte; ich verspreche Ihnen, daß ich nicht schwachhaft sein werde. Um aber die Wahrheit und Glaubwürdigkeit meiner Legende darzuthun, ist es nöthig, Sie damit bekannt zu machen, daß Sir Philipp Forester die jüngere Miß Falconer von King's-Copland

heirathete. Früher schon hatte ihre ältere Schwester meinem Großvater, Sir Geoffrey Bothwell, die Hand gereicht, und ein hübsches Vermögen in die Familie gebracht. Miß Femima, oder Miß Femmy Falconer, wie sie gewöhnlich genannt wurde, hatte gleichfalls zehntausend Pfund im Vermögen, was man damals schon für eine bedeutende Mitgift hielt."

"Die beiden Schwestern waren durchaus verschieden, obgleich jede, so lange sie ledig blieb, ihre Anbeter hatte. Lady Bothwell hatte etwas von dem alten Kings-Copland Blut in ihren Adern. Sie war kühn, doch nicht bis zur Verwegenheit; war ehrgeizig, und wünschte, ihre Familie zu heben; man sagt, sie sei ein bedeutender Sporn für meinen Großvater gewesen, bei Unternehmungen, die er besser ungethan gelassen hätte. Sie war indessen eine hochherzige Frau, von kräftigem, männlichem Geiste, wie mehrere Briefe von ihrer Hand beweisen, die ich noch besitze."

"Femmy Falconer war in jeder Hinsicht das Gegenstück ihrer Schwester. Ihr Fassungsvermögen reichte nicht über das Gewöhnliche hinaus, wenn man sagen darf, daß sie dies erreichte. So lange ihre Schönheit wahrte, bestand sie hauptsächlich in großer Zartheit, und in seltener Regelmäßigkeit der Züge, jedoch ohne allen außergewöhnlichen Ausdruck. Aber selbst diese Reize verschwanden bald durch die Leiden einer unglücklichen Ehe. Sie war ihrem Gatten leidenschaftlich zugethan, wurde jedoch von ihm zwar anständig, aber mit kalter Gleichgültigkeit behandelt; einem Wesen mit so zärtlichem Herzen und

so schwacher Urtheilskraft war dies schmerzlicher als offene schlechte Behandlung. Sir Philipp war ein wollüstiger, das heißt ein vollkommen selbstsüchtiger Egoist; seine Neigungen und sein Charakter glichen dem Degen, den er trug: Sie waren glatt polirt, fein und glänzend, aber hart und unbezwinglich. Da er sorgfältig jede äußere Sitte gegen seine Gemahlin beobachtete, fand er selbst das Mittel, sie des Mitgefühles der Welt zu berauben; so nutzlos dies auch dem Leidenden sein mag, wenn er es besitzt, so schmerzlich war es doch für Lady Forester, es zu entbehren.“

„Das Geschwäg der Gesellschaft that sein Möglichstes, den schuldigen Ehemann über die leidende Gattin zu erheben. Es nannte sie ein armes, geistloses Ding, und sagte, mit einem kleinen Theile von dem Verstande ihrer Schwester würde sie Sir Philipp Forester zur Vernunft gebracht haben. Der größere Theil ihrer Bekannten sah aber Fehler auf beiden Seiten, obgleich eigentlich nur von einem Unterdrückten und einer Unterdrückten die Rede sein konnte. Gewöhnlich hieß es: Allerdings läßt sich Sir Philipp Forester nicht entschuldigen, aber wir Alle kennen ihn, und auch Jimmy Falconer hätte beim Beginnen wissen sollen, was sie zu erwarten habe. — Weßhalb setzte sie ihren Kopf auf, ihn zu erobern? — Er würde sie nie beachtet haben, hätte sie sich ihm nicht selbst mit ihren armseligen zehntausend Pfund an den Hals geworfen. Ich bin überzeugt, wenn er Geld bedurfte, so hat sie sich in ihrem Handel verrechnet. — Ich weiß, wo Sir Philipp viel besser gethan haben würde. — Übrigens, wenn sie den

Mann durchaus haben wollte, konnte sie dann nicht versuchen, ihm sein eigenes Haus angenehmer zu machen, statt ihn mit den schreienden Kindern zu quälen, und alles, was hübsch und unterhaltend ist, fern zu halten? Ich glaube gewiß, Sir Philipp würde ein äußerst häuslicher Mann geworden sein, hätte er eine Frau bekommen, die ihn zu behandeln verstand."

"Indem diese schönen Kritikerinnen das herrliche Gebäude des ehelichen Glückes auführten, beachteten sie nicht, daß der Grundstein fehle, und daß Sir Philipp die Mittel liefern mußte, für gute Bewirthung zu sorgen, wenn er gute Gesellschaft bei sich sehen wollte. Sein Einkommen aber, ohnehin versplittert, reichte nicht hin, Gesellschaften zu geben, und noch außerdem für des Ritters kleine Vergnügungen zu sorgen. Trotz der Sorge seiner guten weiblichen Freundinnen trug daher Sir Forester seine heitere Laune nach außen, und ließ daheim eine öde Wohnung und eine trauernde Gattin."

"Endlich beschloß Sir Philipp Forester, durch seine Geldangelegenheiten in die Enge getrieben, und selbst der kurzen Zeit müde, die er in seinem eigenen Hause zubrachte, in der Eigenschaft als Freiwilliger eine kleine Reise nach dem Kontinente zu machen. Es war damals für Modelleute ganz üblich, und der Ritter glaubte vielleicht auch, daß ein Anflug militairischer Würde geeignet sein könnte, ihn auf der hohen Stufe in der Modewelt zu erhalten, welche er jetzt inne hatte."

"Sir Philipps Vorsatz erregte das Entsetzen seiner

Gattin, und dies verdroß den Baronet so sehr, daß er sich, seiner sonstigen Gewohnheit zuwider, die Mühe gab, sie zu beruhigen; er entlockte ihrem Auge Thränen, bei denen der Kummer nicht ganz ohne eine Beimischung von Freude war. Lady Bothwell bat, wie um eine Gunst, daß ihre Schwester und deren Familie die Zeit von Sir Philipps Anwesenheit auf dem Kontinente, bei ihr zubringen dürfe. Sir Forrester willigte gern in eine Maafregel, durch welche Ausgaben erspart, und das Gerede der Welt von einer verlassenen Gattin und Familie, widerlegt werden konnte."

"An dem Tage vor Sir Philipps Abreise that Lady Bothwell eine Frage, welche die schüchterne Gattin schon oft zu thun gewünscht, doch nie gewagt hatte."

"Sir Philipp," fragte sie, "welchen Weg schlagen Sie ein, wenn Sie den Kontinent erreichen?"

"Ich gehe mit einem Packetboote von Leith nach Helvoet."

"Das versteht sich," erwiderte Lady Bothwell trocken; „aber Sie können nicht die Absicht haben, lange in Helvoet zu bleiben; daher wünschte ich zu wissen, wohin Sie von dort gehen."

"Sie thun da eine Frage, theure Lady," entgegnete Sir Philipp, „die ich selbst noch nicht an mich gewagt habe. Die Antwort hängt von dem Geschehe des Krieges ab. — Ich suche das Hauptquartier auf, wo es sich gerade befindet; gebe meine Empfehlungsbriefe ab, lerne so viel von der edlen Kriegskunst, als ein armer Dilettant bedarf, und

thue einen Blick auf die Sache, von der wir in der Zeitung so viel lesen."

"Und ich bin überzeugt, Sir Philipp," entgegnete Lady Bothwell, "Sie werden nicht vergessen, daß Sie Gatte und Vater sind; und daß Sie, wenn Sie sich auch diesem kriegerischen Hange hingeben, sich doch deshalb nicht Gefahren aussetzen werden, denen nur die Krieger von Handwerk die Stirn zu bieten haben."

"Lady Bothwell erzeigt mir zu viel Ehre, indem sie an so unbedeutender Sache so viel Theilnahme zeigt," erwiderte der abenteuernde Ritter. Aber um Ihre schmeichelhafte Besorgniß zu beruhigen, muß ich Sie erinnern, daß der ehrwürdige und väterliche Charakter, für den Sie mir so gütig die höchste Sorgfalt anempfehlen, keiner Gefahr ausgesetzt werden kann, ohne daß dies zu gleicher Zeit auch mit einem Ehrenmanne geschehe, Philipp Forester genannt, mit dem ich nun schon dreißig Jahr in enger Verbindung lebe, und von dem ich mich durchaus nicht trennen mag, was auch einige Leute vielleicht von ihm Böses sagen."

"Nun wohl, Sir Philipp," erwiderte Lady Bothwell, "Sie sind der beste Richter über Ihre eigenen Angelegenheiten; ich habe wenig Recht, mich darein zu mischen; — Sie sind nicht mein Gemahl."

"Gott verhüte!" rief Sir Philipp aus, setzte jedoch rasch hinzu, "Gott verhüte, daß ich meinen Freund Sir Geoffrey eines solchen Schatzes berauben sollte."

"Aber Sie sind meiner Schwester Gatte," fuhr

Lady Bothwell fort, „und ich muß glauben, daß Ihnen die gegenwärtige Gemüthsstimmung derselben bekannt ist. —“

„Ich sollte wohl etwas davon wissen, da ich von des Morgens bis des Abends von nichts anderem höre.“

„Ich mag Ihren Wiß nicht erwidern, Sir Philipp, aber Sie müssen fühlen, daß diese Stimmung nur aus Besorgniß für Ihre persönliche Sicherheit entspringt.“

„In dem Falle überrascht es mich, daß Lady Bothwell sich einer so unbedeutenden Sache wegen so viel Unruhe macht.“

„Die Theilnahme für meine Schwester erklärt meinen Wunsch, etwas von den Absichten Sir Philipp Foresters zu erfahren; außerdem, weiß ich, würde er nicht wünschen, daß ich mich darum bekümmere. — Aber ich muß auch für die Sicherheit eines Bruders besorgt sein.“

„Sie meinen den Major Falconer, Ihren Bruder von Mutterseite. — Was kann der mit unserer gegenwärtigen angenehmen Unterhaltung zu schaffen haben?“

„Sie haben Worte mit einander gewechselt, Sir Philipp;“ sagte Lady Bothwell.

„Natürlich,“ entgegnete Sir Philipp. „Wir sind Bekannte, und haben als solche den üblichen Umgang gehabt.“

„Sie weichen mir aus. — Unter Worten verstehe ich zornige Worte, wegen der Art, wie Sie Ihre Frau behandeln.“

„Wenn Sie,“ entgegnete Sir Philipp, „den Major Falconer für — unbedachtsam genug halten, mir seinen Rath in Hinsicht meiner häuslichen Angelegenheiten zu ertheilen, so können Sie auch überzeugt sein, Lady Bothwell, ich würde daran so wenig Gefallen finden, daß ich ihn bäte, er möchte seinen guten Rath für sich behalten, bis man ihn dann ersuchte.“

„Und während Sie so mit einander stehen, gehen Sie zu eben der Armee ab, in der mein Bruder Falconer dient!“

„Niemand kennt den Pfad der Ehre besser, als der Major Falconer,“ erwiderte Sir Philipp. „Wer also, gleich mir, sich Ruhm erwerben will, kann keinen besseren Führer auf der Ehrenbahn erwählen, als eben ihn.“

Lady Bothwell stand auf, trat an das Fenster, und ihren Augen entströmte ein Thränenstrom.

„Und dieser herzlose Scherz,“ sagte sie, „ist Alles, was Sie uns zu erwidern haben, da wir Ihnen unsere Furcht vor einem Streite, der die traurigsten Folgen haben kann, kund thun? — Guter Gott, woraus kann das Herz eines Mannes geformt sein, der für den Schmerz seiner Nächsten nur Scherz und Spott hat?“

Sir Philipp Forester war bewegt; er gab den spottenden Ton, in dem er bisher die Unterredung geführt hatte, auf.

„Theure Lady Bothwell,“ sagte er, der Schwägerin Hand ergreifend, „wir haben Beide Unrecht; Sie sind zu ernst, und ich vielleicht zu wenig. Der

Streit, den ich mit dem Major Falconer hatte, war von keinen Folgen. Hätte sich irgend etwas ereignet, was eine ernste Unterredung nöthig gemacht hätte, so wäre Keiner von uns der Mann gewesen, sie so lange aufzuschieben. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es das beste Mittel wäre, herbeizuziehen, was außerdem nicht der Fall sein würde, wenn Ihre und der Lady Forester Besorgniß allgemein bekannt wäre. Ich kenne Ihren richtigen Verstand, Lady Bothwell, und weiß daher, Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Abwesenheit wirklich für einige Monate erforderlich ist; — Semima versteht das nicht. Da hört man nichts als die ewige Wiederholung von Fragen: Weshalb kannst du nicht dies, oder das, oder ein drittes, thun? Hat man ihr endlich bewiesen, daß dies nicht angeht, so fängt die Sache genau von vorn wieder an. Jetzt, theure Lady Bothwell, haben Sie die Güte, ihr zu sagen, daß Sie befriedigt sind. Sie müssen gestehen, daß meine Frau eine von denen Personen ist, bei der man mit Befehlen mehr ausrichtet, als mit Vermunftgründen. — Sehen Sie nur ein wenig Vertrauen in mich, und Sie sollen sehen, wie reichlich ich es vergelten werde.“

Lady Bothwell schüttelte den Kopf, wie Einer, der nur halb befriedigt ist. „Wie schwer ist es, Vertrauen zu hegen, wenn das Fundament desselben erschüttert ward. Aber ich will mein Möglichstes thun, Semima zu trösten; außerdem kann ich weiter nichts sagen, als daß Sie wegen Ihres jetzigen Vorsazes Gott und den Menschen verantwortlich sind.“

„Fürchten Sie nicht, daß ich Sie hintergehen will,“ sagte Sir Philipp. „Der sicherste Weg, Nachrichten an mich gelangen zu lassen, wird durch das Generalpostamt in Helvoetsluyse sein, wo ich den Befehl zurücklassen werde, wohin mir die Briefe nachgeschickt werden sollen. Was Falconer betrifft, so werden wir uns nur auf eine Flasche Burgunder sprechen; sein Sie daher feinestwegen vollkommen ruhig.“

Aber Lady Bothwell konnte nicht ruhig sein; dabei fühlte sie auch, daß ihre Schwester ihre Sache verschlimmere; sie nahm sich ihres Mannes Reise zu sehr zu Herzen und klagte darüber laut und gegen Jedermann; das mußte ihrem Manne nothwendig zu Ohren kommen, und eben so nothwendig sein Mißfallen erregen. Aber es gab keine Hülfe gegen diesen häuslichen Unfrieden, der nur mit dem Tage der Trennung endete.

Es thut mir leid, daß ich das Jahr nicht genau anzugeben vermag, in welchem Sir Forester nach Flandern ging; doch war es eins von denen, in welchen der Feldzug mit ungemeiner Wuth eröffnet wurde, und manches blutige doch unentschiedene Gefecht zwischen den Franzosen und den Allirten fand Statt. — Von allen unseren neuen Einrichtungen ist vielleicht keine merklicher, als die, in Hinsicht der Schnelligkeit und Sicherheit, mit denen Nachrichten von jedem Kriegsschauplatz zu uns gelangen. Während der Kampagnen Marlboroughs wurden die Leiden aller derer, welche Verwandte oder Freunde im Heere hatten, durch die Ungewißheit noch unendlich vermehrt, in der sie erhalten wurden, wochenlang nach-

dem sie von blutigen Schlachten gehört hatten, bei welchen wahrscheinlich die, für welche ihr Herz ängstlich schlug, Theilnehmer gewesen waren. Unter denen, welche diese Ungewißheit am meisten niederbrückte, war das verlassene, trauernde Weib des heitern Sir Philipp Forester. Ein einziger Brief, durch welchen er sie von seiner glücklichen Ankunft auf dem Kontinente benachrichtigte, war in ihrer Hand; seit der Zeit hatte sie keine Nachricht wieder erhalten. Eine Anzeige in den Zeitungen erwähnte, daß dem Volontair, Sir Philipp Forester, ein höchst gefährliches Unternehmen anvertraut worden sei, daß er mit eben so viel Muth als Umsicht ausgeführt, und dafür den lebhaften Dank des Kommandirenden empfangen hätte. Die Freude darüber, daß ihr Gatte sich Auszeichnung erworben, erheiterte für einen Augenblick die Züge der bekümmerten Gattin, aber sogleich wich die Röthe der Freude der Todesblässe bei dem Gedanken an die Gefahr, in der er geschwebt hatte. Von diesem Tage ab hörten sie nichts, weder von Sir Philipp Forester, noch von ihrem Bruder Falconer.

Die Lage der Lady Forester war in der That von der hundert anderer Frauen nicht verschieden, aber ein schwacher Geist ist reizbar, und die Ungewißheit, welche Einige mit natürlicher Gleichgültigkeit oder philosophischer Ergebung ertragen, Andre mit der beständigen Hoffnung auf das Beste, war der Lady Forester unerträglich, die sich einsam und verlassen fühlte, und der jede Geisteskraft mangelte, sowohl natürliche als erworbene.

Z w e i t e s K a p i t e l .

Als Lady Forester keine Nachrichten mehr empfing, weder direct noch indirect, begann sie in der Sorglosigkeit, welche so oft die Quelle ihres Kummers gewesen war, eine Art traurigen Trostes zu sehen. „Er ist so unbedachtsam,“ wiederholte sie ihrer Schwester des Tages wohl hundert Mal, „daß er nicht schreibt, wenn Alles den gewöhnlichen Weg geht. Ich kenne darin seine Gewohnheit; hätte sich irgend etwas zugetragen, würde er uns ganz sicher davon benachrichtigt haben.“

Lady Bothwell hörte auf ihre Schwester, ohne zu versuchen, ihr Trost zuzusprechen. Vielleicht hegte sie die Meinung, daß selbst die schlimmste Nachricht, die sie aus Flandern empfangen könnten, nicht ganz ohne Trost sein würde, und daß die verwitwete Lady Forester, wenn sie so genannt werden sollte, manche Quelle des Glücks finden würde, die der Gattin des lustigsten Kavaliers in England fremd sei. Diese Überzeugung gewann an Kraft, als sie aus dem Hauptquartiere die Nachricht empfing, daß Sir Philip nicht mehr bei dem Heere sei. Ob er aber in einem der mannigfachen Scharmügel geblieben oder gefangen genommen sei, oder ob er aus irgend einer unbekannten Absicht den Dienst freiwillig verlassen habe, konnte keiner seiner Landsleute, die in dem Hauptquartiere der Allirten waren, mit Bestimmtheit sagen. Während dessen wurden seine Gläubiger ungeduldig, nahmen sein Eigenthum in Beschlag, und bedrohten selbst die Sicherheit seiner Person, sollte er unvorsichtig genug sein, nach Schottland zurück-

zukehren. Alles dies vereinigte sich, Lady Bothwells Mißvergnügen an dem flüchtigen Gatten zu vermehren, während ihre Schwester nichts darin sah, als was ihren Kummer über die Abwesenheit des Gatten vermehren konnte, indem ihre Phantasie ihn ihr jetzt darstellte, wie er vor der Vermählung gewesen war — heiter, artig und liebevoll.

Etwa um diese Zeit erschien in Edinburgh ein Mann, dessen Äußeres eben so auffallend war, als die Ansprüche, die er machte. Gewöhnlich ward er nur der pabuanische Doktor genannt, weil er auf jener berühmten Universität seine Studien vollendet hatte. Man glaubte, daß er im Besitze seltener medicinischer Rezepte sei, mit Hülfe derer er wahre Wunderkuren vollbrachte. Die Ärzte Edinburghs sagten, daß er nichts als ein Scharlatan sei, aber dennoch gab es mehrere Personen, und unter diesen sogar einige des geistlichen Standes, welche die Wahrheit seiner Kuren bestätigten, dabei jedoch behaupteten, daß der Doktor Baptista Damiozzi Zauberei und andere unerlaubte Mittel zu seinen Kuren anwende. Es ward sogar von den Kanzeln gegen ihn geeifert, als gegen Einen, der durch Götzen Gesundheit spende, und durch die egyptische Kunst Hülfe leisten wolle. Aber der Schutz, den der pabuanische Doktor von einigen vielgeltenden Freunden empfing, war so mächtig, und von so bedeutenden Folgen, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, sogar in Edinburgh, das wegen seines Hasses gegen Zauberer und Schwarzkünstler bekannt war, den Ruf zu erlangen, daß er die Zukunft erforschen könne.

Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß der Doktor Baptista Damioti gegen eine nicht unbedeutende Vergütung das Schicksal Abwesender enthülle, daß er sogar denen, die ihn besuchten, die Gestalt ihrer fernern Freunde, und die Handlung, in der sie gerade begriffen, zeigen könne. Dies Gerücht erreichte auch die Lady Forester, welche jetzt auf den Punkt gekommen war, wo der Leidende willig Alles thut oder duldet, kann er nur die peinigende Ungewißheit in Gewißheit verwandeln.

Sanft und furchtsam in den meisten Fällen war sie doch bei andern Gelegenheiten wieder durchaus eigensinnig, und mit Schrecken vernahm Lady Bothwell ihren unabänderlichen Entschluß diesen Wundermann zu besuchen, und durch ihn das Geschick ihres Gatten zu erfahren. Lady Bothwell machte ihr die lebhaftesten Vorstellungen, um ihr begreiflich zu machen, daß der Fremde seine Kunst nur auf Betrug gründen könne.

„Ich kümmere mich nicht darum,“ erwiderte Lady Forester, „in welchem Grade ich mich lächerlich mache. Wäre nur ein Fall unter hundertn möglich, mir Gewißheit über das Schicksal meines Mannes zu verschaffen, so würde ich ihn mir um Alles in der Welt nicht entgehen lassen.“

Lady Bothwell sprach nun von der Unrechtfertigkeit solcher Mittel, die Wahrheit zu erforschen.

„Schwester,“ erwiderte die Leidende, „wer vor Durst zu sterben fürchtet, wird sogar vergiftetes Wasser trinken. Wer durch Ungewißheit leidet, muß sich Überzeugung verschaffen, wären selbst die Gewalten,

durch welche er diese erlangt, der Hölle entlehnt. Ich will allein gehen, mehr Geschick zu erfahren, und zwar noch diesen Abend; wenn morgen die Sonne aufgeht, soll sie mich, wo nicht glücklicher, doch ergebener finden."

"Schwester," entgegnete Lady Bothwell, "wenn du wirklich zu dem Schritte entschlossen bist, so sollst du nicht allein gehen. Ist der Mann ein Betrüger, so würdest du zu aufgeregt sein, seinen Betrug zu entdecken. Ist — was ich nicht glauben kann, — Wahrheit in dem, was er enthüllt, so sollst du nicht allein der Umräube ausgesetzt sein, welche Mittheilungen so sonderbarer Art nothwendig hervorbringen müssen. Ich gehe mit dir, wenn du durchaus gehen willst. Überlege es aber nochmals, und verzichte lieber auf Fragen, die du nicht ohne Schuld, vielleicht nicht ohne Gefahr thun kannst."

Lady Forester warf sich in die Arme ihrer Schwester, schloß sie an ihren Busen, dankte ihr hundert Mal für das Anerbieten, sie zu begleiten; und wies zugleich mit trüber Miene durch eine leise Handbewegung den freundschaftlichen Rath zurück, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Als das Zwielicht anbrach, die Zeit, um welche der paduanische Doktor die Besuche derer anzunehmen pflegte, welche ihn um Rath fragen wollten, verließen die beiden Damen ihre Wohnung in Canon-gate. Sie trugen Kleider, welche darauf hindeuten sollten, daß sie einer niederern Klasse angehörten, und hatten ihre Plaids so um das Gesicht legt, wie sie niedere Weiber zu tragen pflegten, denn in jenen

aristokratischen Zeiten ließ sich der Stand eines Jeden in der Regel durch die Art erkennen, wie der Plaid getragen ward, so wie durch die Feine des Stoffes. Lady Bothwell hatte diese Verkleidung vorgeschlagen, theils, der Beobachtung zu entgehen, theils auch, seine Erforschungsgabe dadurch zu prüfen, daß sie in einem scheinbar geringern Stande vor ihm erschienen. Der Diener der Lady Forester, ein Mensch von geprüfter Treue, hatte den Geisterbeschwörer durch ein Geschenk auf den Besuch der beiden Damen vorbereitet, und ihm gesagt, Lady Forester sei die Frau eines Soldaten, welche komme, ihn um das Geschick ihres abwesenden Mannes zu befragen; ein Gegenstand, der seine Geschäftlichkeit sehr oft in Anspruch nahm.

Bis zum letzten Augenblicke, als die Schloßuhr acht schlug, beobachtete Lady Bothwell ihre Schwester sorgfältig, in der Hoffnung, daß sie noch von dem Abenteuer absteigen werde; aber wie die Milde, selbst die Furchtsamkeit, zuweilen heftiger Entschlüsse fähig ist, so fand sie auch die Lady Forester unveränderlich entschlossen, als die Stunde zu dem unheimlichen Besuche erschien. Mit dem Beginnen durchaus nicht zufrieden, aber dennoch fest entschlossen, ihre Schwester in so gefährlichem Augenblicke nicht zu verlassen, begleitete Lady Bothwell die Lady Forester durch mehrere finstere und enge Straßen; der Diener schritt vor ihnen her, und machte so den Führer. Plötzlich trat er seitwärts auf einen engen Hof und pochte an eine gewölbte Thür, die zu einem alterthümlichen Gebäude zu gehören schien. Sie öffnete sich, obgleich Niemand sich zeigte, das Amt des Pförtners zu verrichten; der:

Diener trat seitwärts und winkte den Damen, hinein zu gehen. Kaum hatten sie dies gethan, als die Thür zufiel und ihren Führer ausschloß. Die beiden Damen fanden sich auf einem kleinen, matt erhellten Vorsaale; auf dessen entgegengesetzter Seite, ihnen gerade gegenüber, war die Thür eines innern Gemaches, halb geöffnet.

„Wir dürfen jetzt nicht zögern, Semima,“ sagte Lady Bothwell, und trat in jenes Gemach ein, wo der Mann der Kunst saß, von Büchern, Schriften und allerhand Instrumenten umringt.

Es war in des Italieners äußerer Erscheinung nichts Außergewöhnliches. Er hatte die dunkle Gesichtsfarbe und die scharfen Züge seines Vaterlandes, schien etwa fünfzig Jahr alt zu sein und war anständig in ein weites, faltiges schwarzes Gewand gekleidet, wie damals alle Ärzte zu tragen pflegten. Große Wachskerzen auf silbernen Leuchtern erhellten das Gemach, welches reichlich ausgestattet war. Er stand auf, als die Damen eintraten, und empfing diese, ihrer Kleidung ungeachtet, mit allen Zeichen der Ehrfurcht, welche ihr wahrer Stand verdiente, und in der sich Fremde in der Regel doppelt eifrig hezeigen.

Lady Bothwell wünschte ihr Incognito zu behaupten, und als daher der Doktor sie in das obere Ende des Zimmers führen wollte, lehnte sie dies, als nicht für sie passend, ab, und sagte: „Wir sind arme Leute, Herr, und nur meiner Schwester Kummer hat uns dahin gebracht, zu versuchen, ob —“

Er lächelte und sagte, sie unterbrechend: „Ich kenne, Mylady, den Kummer Ihrer Frau Schwester und besser Quelle; ich weiß auch, daß ich durch den Besuch zweier Damen vom höchsten Range geehrt werde — der Lady Bothwell und der Lady Forester. — Könnte ich Sie nicht von der Klasse der Gesellschaft unterscheiden, der Sie Ihrer Kleidung nach anzugehören scheinen, würde ich wohl wenig geeignet sein, Ihnen die Auskunft zu geben, welche zu erhalten Sie zu mir kommen.“

„Ich kann leicht denken,“ sagte Lady Bothwell — „Verzeihen Sie meine Kühnheit, Sie zu unterbrechen,“ fiel der Doktor ihr in das Wort. „Sie wollen sagen, daß Sie leicht denken können, ich habe Ihre Namen von Ihrem Diener erfahren. Aber wenn Mylady dies glauben, so thun Sie sowohl der Treue ihres Dieners Unrecht, als der Kunst Ihres nicht minder ergebenen Knechtes — Baptista Damiotti.“

„Ich habe zu keinem von Beiden die Absicht, Sir,“ entgegnete Lady Bothwell mit erzwungenem Tone der Ruhe, obgleich im höchsten Grade überrascht, „aber die Lage ist mir etwas neu. — Wenn Sie wissen, wer wir sind, so wissen Sie auch, was uns herbrachte.“

„Das Verlangen,“ entgegnete der Doktor, „das Schicksal eines schottischen Edelmannes zu erfahren, der auf dem Kontinente ist, oder kürzlich dort war; sein Name ist Cavaliere Philippo Forester; er hat die Ehre, der Gemahl dieser Dame zu sein, und weiß, um frei herauszusprechen, dies hohe Glück leider nicht gehörig zu schätzen.“

Lady Forester ließ einen tiefen Seufzer aus, und Lady Bothwell erwiderte: „Da Sie wissen, was wir wollen, ohne daß wir es Ihnen sagten, so bleibt uns nur noch die Frage übrig, ob Sie die Macht besitzen, meiner Schwester Besorgniß zu heben.“

„Ich besitze sie, Mylady, doch vorher muß ich noch eine wichtige Frage thun. — Haben Sie den Muth, mit eigenen Augen zu sehen, was der Cavaliere Philippus Forester in diesem Augenblicke thut, oder wollen Sie es durch meinen Mund vernehmen?“

„Die Frage muß meine Schwester selbst beantworten,“ entgegnete Lady Bothwell.

„Mit meinen eigenen Augen,“ fiel Lady Forester rasch ein, „will ich sehen, was Sie die Macht haben, mir zu zeigen.“

„Es kann Gefahr damit verbunden sein.“

„Wenn Gold die Gefahr aufwiegen kann?“ sagte Lady Forester, indem sie die Börse zog.

„Ich thue dergleichen nicht des Gewinnes wegen,“ erwiderte der Doktor. „Ich wende meine Kunst nicht zu solchen Zwecken an. Wenn ich das Gold der Reichen nehme, so geschieht es nur, um es den Armen zu geben. Auch nehme ich nie mehr, als die Summe, welche ich bereits von Ihrem Diener empfang. Stecken Sie Ihre Börse wieder ein, Mylady; ein Adept bedarf Ihres Goldes nicht.“

Lady Bothwell betrachtete dies als einen Kunstgriff, später eine desto größere Summe zu erpressen; sie wünschte zudem, daß das Schauspiel begonnen und geendet werde, und bot daher auch ihres Theiles

Gott, wie sie sagte, um den Kreis seiner Wohlthaten zu vergrößern."

"Möge Lady Bothwell," erwiderte der Doktor, "den Kreis ihrer eigenen Wohlthaten erweitern, nicht sowohl durch Ertheilung von Almosen, denn ich weiß, daß sie darin ohnehin nicht sparsam ist, sondern dadurch, daß sie den Charakter Anderer richtig schätzen lernt; möge sie Baptista Damiozzi dadurch verbinden, daß sie ihn so lange für einen ehrlichen Mann hält, bis sie sich überzeugt hat, daß er es nicht sei. Erstaunen Sie nicht, Mylady, daß ich vielmehr auf Ihre Gedanken, als auf Ihre Worte antworte, sondern sagen Sie mir nochmals, ob Sie den Muth haben, zu sehen, was ich vorbereitet bin, Ihnen zu zeigen."

"Ich gestehe, Sir," entgegnete Lady Bothwell, "daß Ihre Worte mich mit Furcht erfüllen; was aber auch meine Schwester zu sehen verlange — ich weiche nicht von ihrer Seite."

"Die Gefahr besteht nur darin, daß Ihr Muth erlösche. Das Bild kann nur sieben Minuten währen; und sollten Sie die Vision durch ein einziges Wort unterbrechen, so würde sie nicht nur auf der Stelle verschwinden, sondern es könnte auch leicht für die Zuschauer Gefahr daraus entstehen. Können Sie aber die ganzen sieben Minuten hindurch schweigen, so wird Ihre Neugier ohne die geringste Gefahr befriedigt; darauf kann ich meine Ehre verpfänden."

Bei sich selbst dachte Lady Bothwell, daß die Sicherheit ziemlich gleichgültig sei; aber sie unter-

erhielt den Argwohn, als glaubte sie, daß der Abt, dessen finstere Züge von einem halbunterdrückten Lächeln erheitert wurden, ihre Gedanken in der That lesen konnte.

Es entstand jetzt eine feierliche Pause, bis Lady Forester so viel Muth geschöpft hatte, ihm zu erklären, daß sie den Anblick, den er ihr versprochen, schweigend sieben Minuten hindurch mit Festigkeit ertragen werde. Er neigte sich hierauf tief, sagte, daß er die nöthigen Anstalten zur Erfüllung ihres Wunsches treffen wolle, und verließ das Zimmer. Hand in Hand, als vermöchten sie aus der engen Berührung Kraft zu schöpfen, setzten sie sich auf zwei dicht neben einander stehenden Sesseln nieder. Semina suchte Trost in dem männlichen Muth der Lady Bothwell, und diese dagegen, welche aufgeregter war, als sie selbst geglaubt hätte, suchte aus der verzweifekten Entschlossenheit ihrer Schwester Kraft zu schöpfen. Die Eine sagte sich vielleicht, daß ihre Schwester nie etwas fürchtete, und die Andre bedachte, daß sie nicht scheuen dürfe, wovor die schwache und ängstliche Semina sich nicht fürchtete.

Wenige Minuten darauf wurde die Aufmerksamkeit Beider von sich selbst durch eine Musik abgelenkt, die sich in unendlich süßen und schmelzenden Tönen vernehmen ließ, und ganz dazu geeignet war, den Geist auf die folgenden Auftritte vorzubereiten und in die dazu nöthige, feierliche Stimmung zu versetzen. Die Musik rührte von irgend einem Instrumente her, das den beiden Schwestern unbekannt war; meine Großmutter glaubte dann, daß es eine Harmonika

gewesen sei, ein Instrument, das sie erst in einer weit spätern Periode ihres Lebens kennen lernte.

Als diese himmlischen Töne verstummt, öffnete sich am obern Ende des Gemaches eine Thür, und sie sahen Damiotti, der auf der obersten von zwei oder drei Stufen stand, und ihnen zuwinkte, näher zu treten. Sein Anzug war so verschieden von dem, den er noch wenige Minuten zuvor getragen, daß sie ihn kaum wieder erkennen konnten. Die Todesblässe seines Gesichtes und der Ernst seiner Züge hatten den spöttischen Ausdruck gänzlich verwischt, mit dem er vorher beide Frauen, besonders aber Lady Bothwell, betrachtet hatte. Seine Füße waren unbekleidet, eine Art alterthümlicher Sandalen ausgenommen; seine Beine bis über die Knie nackt; von hier an trug er Beinkleider, und ein enganliegendes Wamms von karmoisin Seide; über dieses fiel ein weites Gewand von schneeweißer Leinwand, einem Chorhemde nicht unähnlich. Hals und Nacken waren unbedeckt, und sein langes, schwarzes Haar sorgfältig ganz glatt herabgestämmt.

Als die Damen auf sein Gebot näher traten, zeigte sein Benehmen nichts von der frühern ehrfurchtsvollen Hochachtung; im Gegentheil gab er ihnen das Zeichen, näher zu treten, auf gebieterische Weise, und als die Schwestern, Arm in Arm, und unsicheren Schrittes, sich dem Orte naheten, wo er stand, legte er mit finstern Stirnrunzeln den Finger auf die Lippe, als wolle er sie an die Bedingung erinnern, unter der allein er ihnen zu dienen versprochen; dann führte er sie, vor ihnen herschreitend, in ein anstoßendes Gemach.

Dies war ein großes Zimmer, schwarz ausgeschlagen, wie zu einer Leichenfeier. An dem oberen Ende stand ein Tisch, oder vielmehr eine Art Altars, mit derselben Trauerfarbe behangen; verschiedene Werkzeuge, wie sie bei Zaubereien gewöhnlich sind, lagen auf diesem Altare. Diese Gegenstände waren jedoch nicht genau sichtbar, als die Schwestern in das Gemach traten, denn nur zwei, dem Erlöschen nahe Lampen, erleuchteten das Zimmer, und verbreiteten ein mattes Licht.

Der Meister — um den italienischen Ausdruck für dergleichen Menschen zu benutzen, — nähete dem oberen Ende des Gemaches mit einer Kniebung, wie ein Katholik, und bekreuzte sich zugleich. Die Schwestern folgten schweigend und Arm in Arm. Zwei oder drei niedrige, breite Stufen führten, dem Altare gerade gegenüber, zu einer Erhöhung. Hier nahm der Zauberer seinen Platz und hieß die Damen sich an seine Seite stellen, ihnen nochmals durch Zeichen das strengste Schweigen anempfehlend. Hierauf zeigte der Italiener, den entblößten Arm unter seinem leinenen Gewande hervorstreckend, auf fünf große Kerzen oder Fackeln, die zu jeder Seite des Altars aufgestellt waren. Eine nach der andern entzündete sich, wie seine Hand, oder vielmehr seine Finger, sich ihr naheten, und strömte dann ein eigenthümliches Licht durch das Gemach. Die Frauen konnten jetzt erkennen, daß auf dem Altare zwei blanke Schwerter kreuzweis lagen, und ein großes aufgeschlagenes Buch, welches sie für eine Bibel hielten, das jedoch in einer ihnen unbekannten Sprache gedruckt war; neben diesem

Buche lag ein Menschenschädel. Was aber die Aufmerksamkeit der Schwestern am meisten erregte, war ein hoher, breiter Spiegel, welcher den ganzen Raum hinter dem Altare einnahm, und durch die Fackeln beleuchtet, die Gegenstände zurückspiegelte, die auf dem Altare lagen.

Der Meister trat hierauf zwischen die Schwestern, ergriff Jede bei einer Hand, und deutete auf den Spiegel, jedoch ohne eine Sylbe zu sprechen. Aufmerksam blickten sie auf die glatte, dunkle Fläche, auf die er gezeigt hatte. Sie spiegelte nicht mehr bloß die schon vorher erwähnten Gegenstände zurück, sondern auch andere Gestalten begannen auf ihr zu erscheinen, anfangs undeutlich und verworren; gleich Wesen, die sich erst aus einem Chaos entwickeln, endlich aber mit Bestimmtheit und Deutlichkeit. Nachdem mehrmals Licht und Finsterniß über die dunkle Fläche des Zauberspiegels gezogen waren, ordnete sich in dem Glase eine lange Reihe hoher Säulen; es wölbte sich ein Dach darüber, bis das Innere einer Kirche sich deutlich erkennen ließ. Die Säulen waren hoch und stark und mit Guirlanden behangen; die Bogen waren prachtvoll, der Boden war mit Grabschriften bedeckt. Aber es waren keine Kapellen, keine Bilder, keine Zierrathen auf dem Altare; es mußte daher eine protestantische Kirche sein. Ein Priester, in dem Gewande der Reformirten, stand an dem Altare; vor ihm lag die aufgeschlagene Bibel, und in einiger Entfernung stand der Küster, der auf etwas zu warten, und auf die Vollziehung irgend einer religiösen Feierlichkeit vorbereitet zu sein schien.

Endlich trat ein zahlreicher Zug in den mittelften Gang des Gebäudes ein; es schien ein Brautzug zu sein, denn ein Mann und ein junges Mädchen gingen Hand in Hand voran, und eine zahlreiche Menge beider Geschlechter, in heiterer, reicher Kleidung, folgte dicht hinter ihnen. Die Braut, deren Züge sie deutlich sehen konnten, schien nicht über sechszehn Jahr alt zu sein, und war wunderschön. Der Bräutigam hatte das Gesicht seitwärts gewendet, und sie konnten daher seine Züge nicht sehen, aber seine Gestalt so wie die Art seines Benehmens, nahmen die ganze Theilnahme beider Schwestern in Anspruch. Als er plötzlich das Gesicht ihnen zuwendete, wurde ihre Besorgniß furchtbar gerechtfertigt, denn sie erkannten in dem Bräutigam — Sir Philipp Forester. Lady Forester stieß einen leisen Schrei aus, da gerieth die Erscheinung in Verwirrung, und alle Gestalten schienen in einander zu verfließen.

„Ich kann es mit nichts vergleichen,“ sagte Lady Bothwell mir, „als mit der Zerstörung, die ein plötzlich in das Wasser geworfener Stein in den Bildern und Gestalten anrichtet, welche die ebene Fläche den nächsten Augenblick vorher zurückspiegelte.“

Der Meister drückte die Hände beider Damen gewaltsam, als wollte er sie an ihr Versprechen erinnern, so wie auf die Gefahr aufmerksam machen, die aus dessen Verletzung für sie entstehen könnte. Der Ausruf erstarb der Lady Forester auf den Lippen, ehe er noch völlig zum Ausbruch kam, und die Bilder in dem Spiegel ordneten sich allmählig wieder, und nahmen deutliche Gestalt an.

Sir Philipp Forester, der jetzt gar nicht zu erkennen war, führte das reizende Mädchen, dessen Schritte Geziertheit und Stolz verriethen, auf den Geistlichen zu. Eben, als dieser die Trauungs-Bereemonie begonnen hatte, trat eine andere Gesellschaft, bei der zwei oder drei Offiziere waren, in die Kirche. Anfangs gingen sie ruhig vorwärts, als kämen sie, um der Trauung beizuwohnen, plötzlich aber eilte einer der Offiziere, dessen Rücken den Zuschauerinnen zugekehrt war, seinen Begleitern voraus, und stürzte auf die Hochzeitsgesellschaft zu; zugleich wendeten sich sämtliche Mitglieder derselben nach ihm hin, als habe er seine Annäherung durch irgend einen lauten Ausruf begleitet. Rasch zog der Eingeburgene jetzt das Schwert; der Bräutigam zog gleichfalls und sprang auf Jenen ein; auch Andere, sowohl von den Hochzeitsgästen, als von den Begleitern der Offiziere, zogen ihre Schwerter. Es entstand eine allgemeine Verwirrung; der Geistliche und einige Ältere von beiden Seiten, bemühten sich, den Frieden wieder herzustellen, aber dessenungeachtet nahm die Wuth beider Theile zu. Jetzt aber war die Zeit verronnen, während welcher der Doktor, wie er behauptete, seine Kunst zu zeigen vermochte. Die Gestalten verwirrten sich wieder und verschwanden allmählig, die Gewölbe und Säulen der Kirche stürzten zusammen, und die Fläche des Spiegels warf nichts mehr zurück, als die Gegenstände, die auf dem Altare lagen.

Der Doktor führte die Damen; welche seines Beistandes höchst bedürftig waren, in das Zimmer, aus welchem sie in das Saubergemach gekommen

waren. Wein, geistige Tropfen und andere Mittel, die schwindenden Lebensgeister zu stärken und zu erfrischen, waren während ihrer Abwesenheit hieher geschafft worden. Er führte die Damen zu Stühlen, und schweigend nahmen sie Platz; Lady Forester rang die Hände und richtete die Augen verzweiflungsvoll zum Himmel, doch ohne ein Wort zu sprechen, als sei der Zauber noch vor ihren Augen.

„Und was wir jetzt sahen, geschah eben?“ fragte Lady Bothwell, mit Mühe einige Fassung erringend.

„Das kann ich nicht genau, oder mit Bestimmtheit sagen,“ erwiderte Baptista Damiotti. „Es geschah entweder jetzt eben, oder eine kurze Zeit vorher. Es ist die letzte bemerkenswerthe Handlung, in welche der Signor Forester verwickelt war.“

Lady Bothwell sprach hierauf ihre Besorgniß wegen ihrer Schwester aus, deren veränderte Gesichtszüge und gänzliche Nichtbeachtung alles dessen, was um sie her vorging, sie in die größte Verlegenheit setzte, wie sie dieselbe nach Haus bringen solle.“

„Ich war darauf vorbereitet,“ sagte der Adept, „und habe daher Ihrem Diener befohlen, Ihren Wagen so nahe herbeizuführen, als die Enge der Straße es erlaubt. Fürchten Sie nichts für Ihre Schwester; doch geben Sie ihr, wenn Sie zurückgekehrt sind, diese beruhigenden Tropfen, und sie wird sich morgen früh besser befinden. — Wenige,“ fügte er in trübem Tone hinzu, „verlassen dies Haus so gesund, als sie es betreten haben. Das sind die Folgen, wenn man sich durch geheimnißvolle Mittel Aufklärung über irgend etwas verschafft; ich überlasse es Ihnen, danach

die Lage derer zu beurtheilen, welche die Macht besitzten, so unerlaubte Neugier zu befriedigen. — Leben Sie wohl, und vergessen Sie die Tropfen nicht.“

„Ich werde ihr nichts geben, was von Ihnen kommt,“ sagte Lady Bothwell. „Ich habe schon genug von Ihrer Kunst gesehen. Vielleicht möchten Sie uns Beide vergiften, um Ihre Zaubereien geheim zu halten. Aber uns fehlen weder die Mittel, das uns angethane Unrecht bekannt zu machen, noch die Freunde, es zu vergüten.“

„Es ist Ihnen von mir kein Unrecht widerfahren, Mylady,“ sagte der Adept. „Sie suchten einen Mann auf, der für eine solche Ehre wenig dankbar ist. Er sucht Niemanden auf, und ertheilt nur Denen Antworten, die sie von ihm verlangen. Ubrigens haben Sie das Böse, was Sie auf jeden Fall erdulden müssen, nur um ein wenig früher erfahren. — Ich höre Ihren Diener, und will Mylady und Lady Forester nicht länger zurückhalten. Das nächste Packetboot, welches von dem Kontinente anlangt, wird genau erklären, was Sie hier zum Theil gesehen haben. Darf ich Ihnen rathen, so lassen Sie Ihre Schwester die Nachrichten nicht unvorbereitet vernehmen.“

Nach diesen Worten wünschte er der Lady Bothwell eine gute Nacht. Sie ging, von ihm vorgeleuchtet, und ihre Schwester stützend, nach dem Vorfaal, wo er rasch ein weites, faltiges Gewand über seine auffallende Kleidung warf; er öffnete hierauf die Thür, und übergab seine Gäste der Sorgfalt ihres Bedienten. Nur mit Mühe konnte Lady Bothwell ihre Schwester zu dem Wagen geleiten, obgleich der

selbe nicht über zwanzig Schritte entfernt hielt. Zu Hause angelangt, erheischte Lady Foresters Zustand sogleich ärztlichen Beistand. Der Familienarzt kam und schüttelte den Kopf, als er den Puls der Kranken fühlte.

„Hier hat eine plötzliche, heftige Aufregung der Nerven Statt gefunden,“ sagte er. „Ich muß nothwendig wissen, was sich zugegetragen hat.“

Lady Bothwell gestand, daß sie den Geisterbeschwörer besuchten, und daß Lady Forester dort böse Nachrichten in Hinsicht ihres Satten empfangen hätte.

„Dieser schurkische Quacksalber würde mein Glück machen, bliebe er in Edinburg,“ rief der Arzt aus. „Dies ist der siebente Fall, daß er mir Nervenkrante zuführt, die er durch Schrecken in solchen Zustand versetzte.“ Er untersuchte hierauf die Tropfen, welche Lady Bothwell, sich selbst unbewußt, in der Hand hielt, kostete sie und sagte, daß sie für diesen Fall ganz passend wären, und ein anderes Mittel überflüssig machten. Es entstand hierauf eine Pause, dann aber blickte er Lady Bothwell bedeutsam an und sagte: „Ich darf wohl nichts Näheres über das Verfahren des italienischen Pergumeisters wissen?“

„Ich halte für wahr, was er uns sagte,“ erwiderte Lady Bothwell, „und glaube, daß wir dem erhaltenen Rathe, obgleich der Mann ein Betrüger sein kann, folgen müssen, da wir thöricht genug waren, ihn zu verlangen.“

„Ein Betrüger sein kann,“ wiederholte der Doktor. „Ich höre mit Vergnügen, Mylady, daß Sie eine solche Möglichkeit bei etwas zugeben, was aus Italien kommt.“

„Aus Stalien,“ erwiderte Lady Bothwell, „kann etwas eben so Gutes kommen, als aus Hanover. Aber wir wollen gute Freunde bleiben, Doktor, und also weder von Whigs noch von Tories sprechen.“

„Gern!“ sagte der Doktor, nahm seinen Lohn in Empfang, griff nach dem Hute, und fügte dann noch hinzu: „Ich möchte aber doch wissen, weshalb die alte Lady Saint-Ringan und das ganze Gelichter ihre abgenutzten Lungen so in Bewegung setzt, das Lob dieses Kerls zu preisen.“

Ohne weiter auf Antwort zu warten, ging er.

Noch immer litt die bedauernswerthe Kranke, deren ungewöhnliche Nervenspannung eben so großer Abspannung gewichen war, an bedeutender Nervenschwäche, der Folge des gehabtten Schreckens, als von Holland aus Nachrichten eintrafen, die selbst ihre ärgsten Besorgnisse noch überstiegen.

Der Graf von Stair nämlich meldete, daß der Major Falconer in einem Duelle mit Sir Philipp Forester geblieben sei. Dies schreckliche Ereigniß wurde durch die Veranlassung des Streites noch betrübender. Sir Philipp schien die Armee deshalb plötzlich verlassen zu haben, weil er nicht im Stande gewesen, eine beträchtliche Geldsumme zu bezahlen, die er im Spiel an einen andern Volontair verloren hatte. Er hatte hierauf einen andern Namen angenommen, und war nach Rotterdam gegangen; dort schmeichelte er sich durch sein angenehmes Betragen in die Gunst eines alten, reichen Bürgermeisters ein; durch seine männlich schöne Gestalt und sein feines Benehmen gewann er die Liebe dessen einziger Toch-

ter, eines schönen Mädchens und der Erbin großer Reichthümer. Der Bürgermeister hatte von den Engländern im Allgemeinen eine viel zu hohe Meinung, um sich nach Sir Philipp Foresters Umständen und Verhältnissen näher zu erkundigen; die glänzenden Eigenschaften seines künftigen Eidsams blendeten ihn, und so gab er denn die Einwilligung zu der Vermählung mit seiner Tochter. Ein unerwartetes Ereigniß unterbrach die Trauungsfeier, welche in der Hauptkirche Rotterdams Statt fand.

Der Major Falconer hatte den Befehl erhalten, eine Abtheilung Schotten, welche in Rotterdam in Quartier lag, der Armee zuzuführen. Ein Bekannter, den er hier traf, machte ihm den Vorschlag, zur Unterhaltung in die Kathedrale zu gehen, wo eben ein Landsmann mit einem reichen Mädchen der Stadt getraut werde. Der Major willigte ein, und ging in Begleitung mehrerer Bekannten, unter denen auch zwei oder drei schottische Offiziere waren, nach der Kirche. Man denke sich sein Erstaunen, als er hier seinen eigenen, längst verheiratheten Schwager im Begriffe sah, ein junges, reizendes, unschuldigcs Mädchen zum Altare zu führen, und so zum niedrigen Verbrecher zu werden. Sogleich unterbrach er die heilige Handlung mit lautem Unwillen. Sir Philipp Forester forderte hierauf seinen Schwager, und dieser nahm die Herausforderung an, obgleich seine Freunde ihm davon abriethen, indem sie meinten, Sir Philipp Forester habe sich einer solchen Ehre verlustig gemacht. Sie schlugen sich, und der Major ward tödtlich verwundet. — Lady Forester genas nicht von der Er-

schütterung, welche diese fürchterliche Nachricht hervorbrachte."

"Und fanden diese schrecklichen Ereignisse wirklich gerade in dem Augenblicke Statt, in welchem die Schwestern das Bild derselben in dem Zauberspiegel erblickten?" fragte ich die Tante Margarethe, als sie ihre Erzählung beendet hatte.

"Es ist unangenehm," erwiderte die Tante, "wenn man die Wirkung einer unheimlichen Erzählung durch die Enthüllung der Wahrheit schwächen muß, allein dieser sei dennoch die Ehre. — Was die Schwestern in dem Spiegel sahen, hatte sich einige Tage früher zugetragen."

"Es war also möglich," sagte ich, "daß Damiozzi auf unbekannten Wegen davon frühere Kunde empfangen hatte."

"Das wollten wenigstens die Ungläubigen behaupten," erwiderte meine Tante.

"Und was ward aus dem Italiener?" fragte ich.

"Bald nach jenem traurigen Ereignisse erschien ein Verhaftsbefehl gegen ihn, weil er des Hochverrathes angeklagt und beschuldigt war, ein Agent des Ritters von St. Georg zu sein. — Es schien leicht möglich, daß er durch eine Nachricht vom Kontinente, die er durch einen seiner mächtigen Verbündeten empfangen hatte, in den Stand gesetzt worden war, das Gaukelspiel auszuführen, von dem ich Ihnen erzählte. Eine natürliche Erklärung blieb dennoch so schwer, daß Lady Bothwell bis an ihren Tod in Zweifel blieb, und eigentlich mehr geneigt schien, die

Sache durch das Zugeben übernatürlicher Einwirkung zu erklären."

"Aber was ward denn aus dem Schicksalskinder, liebe Tante?" fragte ich nochmals.

"Der blickte zu scharf in die Zukunft, um nicht das Geschick vorauszusehen, das seiner wartete, wenn er in die Gewalt der Gerechtigkeit fiel. Er ging eines Abends beim Mondschein spazieren, und seitdem hat man nie wieder etwas von ihm gehört oder gesehen. Anfangs war zwar viel Gerede über die Papiere, die man in seiner Wohnung gefunden haben wollte, aber es erstarb bald, und Niemand sprach dann noch von dem Doktor Baptista Damiotti."

"Und Sir Philipp Forester? Verschwand auch der für immer?"

"Nein," erwiderte meine Tante. "Es wurde noch ein Mal von ihm gehört, und zwar bei einer merkwürdigen Gelegenheit. — Wir Schotten sollen, als wir noch ein wirkliches Volk ausmachten, außer vielen Tugenden auch zwei arge Fehler gehabt haben. Daß wir nämlich eine erlittene Beleidigung selten vergäßen, noch seltener vergäßen, daß wir unversöhnlich haßten und unsere Rache vorsätzlich nährten. Auch Lady Bothwell war nicht frei von diesem Nationalfehler, und ich glaube, nächst der Wiedereinsetzung der Stuarts wäre ihrem Herzen nichts erwünschter gewesen, als die Gelegenheit, sich an Sir Philipp Forester für den schmerzlichen Verlust des Bruders und der Schwester rächen zu können. Aber er blieb viele Jahre hindurch verschollen."

"Bei einer Gesellschaft, welche die ganze vor-

nehme Welt Edinburghs versammelt hatte, flüsterte ein Diener der Lady Bothwell in das Ohr, daß ein Mann dringend wünsche, sie ins Geheim zu sprechen."

"Ins Geheim?" fragte sie überrascht. "Und hier? — Sein Verstand muß gelitten haben; — sag ihm, er solle morgen früh in meine Wohnung zu mir kommen."

"Das sagte ich ihm bereits, Mylady," erwiderte der Bediente. "Er achtete nicht darauf und gab mir dieß Papier, um es Ihnen einzuhändigen."

Lady Bothwell nahm den Brief, der sorgfältig zusammengelegt und gesiegelt war; sie öffnete ihn, und fand nichts als die Worte: Es handelt sich um Leben und Tod. Die Handschrift war ihr gänzlich unbekannt. Schnell stieg der Gedanke in ihr auf, die Sicherheit einiger ihrer politischen Freunde könne gefährdet sein; in diesem Glauben folgte sie dem Diener nach einem abgelegenen Zimmer, in welchem Erfrischungen bereitet wurden, und wohin Niemand von der Gesellschaft kam. Sie fand hier einen alten Mann, der aufstand, als sie eintrat, und sich tief vor ihr verbeugte. Seine Gesundheit schien, seinem Aussehen nach zu urtheilen, zerrüttet; seine Kleidung war ballmässig, aber abgetragen und schmutzig, und hing schlotternd an dem abgemergelten Körper herunter. Lady Bothwell war schon im Begriff, dem vermuthlichen Bettler einige Goldstücke zu reichen, und sich so von ihm loszumachen, aber die Furcht, ihn dennoch zu verkennen, hielt ihre Hand zurück. Sie wartete also ab, daß er sie anrede.

"Habe ich die Ehre, mit Lady Bothwell zu sprechen?" fragte er.

„Die bin ich; hier aber ist weder Zeit noch Ort zu langen Unterredungen; sagen Sie daher schnell und kurz, was Sie von mir verlangen?“

„Mylady hatten einst eine Schwester?“ entgegnete der alte Mann.

„Ja, und ich liebte sie von ganzer Seele.“

„Und einen Bruder?“

„Den edelsten, tapfersten und liebevollsten!“

„Sie verloren diese theuren Geschwister durch einen unglücklichen Mann?“

„Durch die Schuld eines schändlichen, blutigen Mörders!“

„Ich bin fertig!“ sagte der Fremde, und verneigte sich, als wolle er gehen.

„Halt! Ich befehle es Ihnen!“ rief Lady Bothwell rasch. „Wer sind Sie, daß Sie mir die schrecklichen Erinnerungen an solchem Orte und zu solcher Stunde zurückerufen? — Ich muß wissen, wer Sie sind.“

„Ich wollte Lady Bothwell nicht beleidigen,“ erwiderte er. „Ich wollte ihr im Gegentheile die Gelegenheit zur Ausübung seltner christlicher Milde geben, aber ich finde Sie nicht aufgelegt, das Opfer zu bringen, um das ich bitten wollte.“

„Sagen Sie gerade heraus, was Sie meinen!“ entgegnete Lady Bothwell.

„Der Glende, welcher Ihnen so vielen Schmerz verursachte,“ sagte der Fremde, „liegt jetzt auf dem Sterbebette. Ein freudenleeres Leben hat er geführt, und keine Nacht konnte er ruhig schlafen. Er hat unter beständiger, martervoller Reue gelitten; er kann aber dennoch nicht von dieser Erde scheiden, so lange Ihre Flüche noch auf ihm lasten.“

„Hinterbringen Sie ihm,“ entgegnete Lady Bothwell mit strengem Ernste, „den er so schwer beleidigt, Gott, solle er um Verzeihung anflehen, nicht einen schwachen Sterblichen, wie er selbst ist. — Was könnte meine Vergebung ihm sein?“

„Niel!“ sagte der Fremde; „ein Pfand, daß er auch von Gott Verzeihung hoffen dürfe. Bedenken Sie, daß auch Sie dem Tode anheim fallen müssen; bedenken Sie, was es dann heiße, wenn Sie sich sagen müßten: Ich bin nicht barmherzig gewesen, wie darf ich Barmherzigkeit erwarten.“

„Wer Sie auch sein mögen,“ erwiderte Lady Bothwell, „bringen Sie nicht so in mich. Es wäre Sünde, mit den Lippen auszusprechen, was das Herz nicht fühlt. Sie würden meine gemordete Schwester, den blutigen Geist meines Bruders herausbeschwören. — Nie, — nie kann ich ihm vergeben!“

„Gerechter Gott!“ schrie der Fremde, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Gehorchen die staubgebornen Würmer so deinen Befehlen, großer Schöpfer? — Lebe wohl, stolzes, unversöhnliches Weib; jubele, daß du den gränzenlos Unglücklichen durch die Versagung deiner Verzeihung in noch tiefere Verzweiflung stürztest, aber spotte nicht einst des Himmels, indem du um Erbarmen flehst, das du selbst verweigertest.“

Er wandte sich ab und wollte gehen.

„Bleib!“ rief Lady Bothwell; „ich will es versuchen, ihm zu verzeihen.“

„Ehle Frau,“ entgegnete der Greis rasch, „Sie nehmen die schwerste Last von der Seele des Unglück-

- lichen, die nicht von des Sündigen irdischer Hülle scheiden kann, ehe sie sich mit Ihnen versöhnt hat."

In diesem Augenblicke fiel ein hellerer Lichtstrahl auf den Fremden, der bisher im Halbdunkel gestanden hatte. „Ha!“ rief Lady Bothwell, „es ist der Bösewicht selbst!“ Zugleich faßte sie Sir Philipp Forester, denn er war es wirklich selbst, bei der Brust, und schrie mit lauter Stimme: „Mörder! Mörder! Haltet den Mörder!“

Der Ruf war an und für sich auffallend genug, doppelt aber an solchem Orte, und es stürzte daher Alles nach dem Zimmer. Aber Sir Philipp Forester war verschwunden. Er hatte sich mit Anstrengung aller Kraft von Lady Bothwell losgerissen, und war die Treppe hinabgestürzt. Fast unglaublich schien es, daß er hier entkommen könne, da die Treppe fast nie leer war. Aber der Unglückliche ward von Verzweiflung getrieben; er schwang sich über das Geländer, sprang an 50 Fuß hinab auf den Flur, stürzte von hier auf die Straße und verschwand in der Dunkelheit.

Einige Glieder der Bothwell'schen Familie verfolgten ihn, und sicher wäre es sein Tod gewesen, hätten sie ihn gefunden. Aber er war und blieb verschwunden.

Später glaubte man, Sir Philipp habe diesen Versuch nur gemacht, um zu wissen, ob er, gesichert gegen die Rache der Familie Bothwell, in sein Vaterland zurückkehren dürfe; da dies jedoch nicht der Fall war, scheint er wieder nach dem Kontinente gegangen, und dort in Elend und Verbannung gestorben zu sein.

Sir Guy Eveling.

Nach einem alten Manuscripte,
von
Horaz Smith *).

Da jetzt von Träumen und Erscheinungen die Rede ist, kann ich die wunderbare und schreckliche Erscheinung, welche Sir Guy Eveling hatte, so wie die traurigen Folgen, die daraus entstanden, nicht unerwähnt lassen. Und um so lieber schreibe ich den Bericht davon nieder, da damals das schreckliche Ereigniß durch die Bemühungen der vornehmen Familien, mit denen Sir Guy verwandt war, der allgemeinen Kenntniß fast ganz entzogen ward. Nur hier und dort flüsterte man sich darüber verstoßen einige Worte

*) Dies Manuscript, welches keinen Titel hat, dessen Alter sich auch nicht aus anderen Merkmalen bestimmen läßt, scheint zu einer Abhandlung über den Schlaf gehört zu haben. Der Überlieferer desselben hat die alte Sprache in ein neueres Gewand gekleidet, zwei oder drei Worte, die er nicht lesen konnte, nach eigenem Gutdünken ergänzt und einige Seiten, welche in ein Kleinliches oder unzartes Detail eingingen, ausgelassen; sonst aber giebt er es dem Leser hier unverfälscht wieder.

S.

in die Dhiren, und so entstanden Veränderungen, Zusätze, Vergrößerungen, bis endlich die Erzählung der Wahrheit nur noch im Einzelnen getreu blieb.

Wie ich die reine Wahrheit jener Begebenheit erfuhr, will ich dem Leser nicht verhehlen. Lady Rivers, die Lieblingschwester Sir Guy Evelings, wohnte damals unmittelbar an der Westminster-Abtei, und ihr Haus stieß an das meinige. Anfangs war ich ihr nichts mehr, als ihr nächster Nachbar, doch bald ward ich ihr vertrauter Freund, und sie fragte mich bei Allem um Rath, was sowohl sie selbst, als auch, was jenen unglücklichen Mann, ihren Bruder, betraf. Meine Lippen waren durch ein heiliges Versprechen geschlossen, so lange sie lebte, doch jetzt kann ich es kund thun, was bisher in meiner Brust verschlossen ruhte. Die würdige Dame (deren Seele Gott gnädig sei) zog später nach Fountains-Abtei in Yorkshire und verschied dort in aller Glückseligkeit des Glaubens und der freudigsten Hoffnung.

Sir Guy Eveling hatte auf der Schule zu Driford eine treffliche, gottesfürchtige Erziehung genossen, und war in allen Kenntnissen wohl erfahren, die einen Edelmann zieren. Doch seiner Gelehrsamkeit ungeachtet war er von wildem, ungezügelterm Gemüthe; er verachtete die Weisheit der Rosenkränzer, und hörte sogar nicht auf den zärtlichen, wohlgemeinten Rath seiner Freunde und Verwandten. Er gab bald diesem Hange nach, und fiel in Irrthümer und Ausschweifungen. Seine Morgen brachte er in der Gesellschaft von Würfelspielern, Zechbrüdern und Landläufern zu, und die Nächte durchschwelgte er mit ge-

meinen Büßlingen, mit Trunkenbolden und Raufhern, oder, noch schlechter für ihn, wenn gleich mehr nach seinem Geschmacke, mit lieberlichen Dirnen oder schön geschmückten Buhlerinnen. Mit diesen verpraßte er sein Vermögen und griff dann zu den Würfeln, das Verlorene wieder zu gewinnen; — denn von jeher erzeugte ein Übel das andere.

Dies Leben führte er fort ohne Reue und taub gegen alle wohlgemeinte Ermahnungen, zum innigsten Kummer und Herzeleid seiner zahlreichen achtungswerthen Familie. Endlich gaben die Meisten ihn auf, und fast Niemand bekümmerte sich mehr um ihn, ausgenommen Lady Rivers. Oft flehte diese, mit aller Herzlichkeit schwesterlicher Liebe, ihn an, die Gesellschaft schmutziger Dirnen und gemeiner Menschen zu fliehen, sich ein keusches, tugendhaftes Mädchen zur Gattin zu wählen, und sich selbst, dem Beispiele seiner edlen Vorfahren getreu, einen eignen Haushalt zu bilden.

„Alice,“ pflegt' er dann zu sagen, „wenn du mich wirklich liebst, so thue mir den Gefallen, und laß mich künftig nicht mehr ähnliche Redensarten hören. Du mußt es überdrüssig sein, sie zu führen, wie ich, sie zu hören. Nicht eher werde ich die Gesellschaft, die du für mich unpassend findest, aufgeben, als bis dies aus eigenem freien Willen geschieht. Und was eine Gattin betrifft, so habe ich bis jetzt die Augen noch nicht erblickt, die mich vermögen könnten, meine willkommene Freiheit der Sklaverei eines Trauringes zu opfern.“ — Und auf's Neue stürzte er sich dann wieder in den Strudel der niedrigsten Ausschweifungen.

Eines Tages kehrte er gegen Sonnenaufgang von einem wilden Gelage nach seiner Wohnung zurück, welche an der Außenseite von Temple-Bar, neben dem Palaste des französischen Gesandten lag. Im Zustande halber Trunkenheit warf er sich hier, angekleidet, wie er war, auf das Bett, und fiel bald in einen tiefen Schlaf; wenigstens läßt sich dies annehmen. Während desselben ward er durch einen wunderbaren, überaus lebhaften Traum beängstigt. Er selbst behauptete zwar immer fest, er sei vollkommen wach gewesen. Er hörte die Uhr des Tempels acht schlagen, und blickte zufällig auf das Fußende seines Bettes, da — stand vor seinen Augen eine fremde Dame von einnehmender Gestalt und einer unübertroffenen Schönheit. Ganz besonders überraschten ihn ihre großen glänzend schwarzen Augen, über denen schön geformte schwarze Bogen prangten. Dies schien ihm, in Hinsicht auf Schönheit und majestätische Würde, Alles zu überbieten, was er je von weiblichen Reizen erblickt. Ihre Züge waren eben so schön als lieblich, obgleich das Gesicht eine ungemeine Blässe deckte und einen Anstrich von Trauer oder Melancholie hatte.

Sie blickte fest auf Sir Guy, und dieser betrachtete sie nicht minder aufmerksam, stets voller Erwartung, wohin dies führen werde.

Doch als sie weder sprach, noch sich bewegte, richtete er sich im Bette in die Höhe, um der Gestalt näher zu kommen und sich durch den Druck seiner Hand zu überzeugen, ob er wirklich ein Wesen mit Fleisch und Blut vor sich habe; denn theils fehlte

es ihm nie an Muth, theils stieg auch der Gedanke in ihm auf, es könne irgend ein lustiger Streich sein, den seine lockern Gefährten ihm spielten. Deshalb redete er sie mit folgenden Worten an: „Liebliches, schönes und wunderbar reizendes Wesen, das ich mehr bewundere und inniger liebe, als meine Zunge es in so kurzer Zeit würdig aussprechen kann, erlaube, daß ich jene Krause von deinem Halse nehmen darf, die deine Reize verbirgt, und überdies einer Mode angehört, welche mir stets mißfiel.“

Als sie hierauf sah, daß er wirklich mit der Hand sich ihr nahe, als wolle er ihr die Halskrause abnehmen, drückten Schrecken und Entsetzen sich auf ihrem Gesichte aus; sie schlug beide Hände um den Hals, als wolle sie die Krause festhalten, stieß einen durchdringenden, herzerreißenden Schrei aus, und — der Geist oder die Erscheinung war verschwunden; denn für etwas anderes kann man es, gefunden Begriffen nach, nicht halten.

Sir Guy gehörte aber zu jenen Freidenkenden und Ungläubigen, die nichts von Geistererscheinungen wissen wollen, deshalb sprang er sogleich aus dem Bette und durchsuchte sorgfältig sein Schlafzimmer und das daran gränzende Vorgemach; aber er konnte nichts entdecken. Die Fenster waren doppelt zugedreht und die Thüre noch von innen verschlossen.

Bald darauf ward von außen heftig an die Thüre seines Zimmers gepocht und als er öffnete, trat ihm sein Diener, mit sichtlichem Schrecke, entgegen. Er fürchtete, daß seinem Herrn irgend ein Unglück widerfahren sei, denn auch er hatte den durchdringenden

Angstschrei der Erscheinung gehört, und sein Herr war nun vollkommen überzeugt, daß kein Traum ihn getäuscht habe. Dessen ungeachtet war er keineswegs erschrocken oder bedängstigt, sondern scherzte über das Abenteuer mit rücksichtsloser Fröhlichkeit, wie dies immer seine Weise war. Hierauf ging er zur Lady Rivers, die er mit folgenden Worten anredete: „Vog tausend, Schwesterchen, wie bin ich glücklich zu schätzen; ich habe die Augen gesehen, die allein mich dahin bringen können, deine Wünsche zu erfüllen. Du kannst nun noch auf meiner Hochzeit tanzen, wenn du mir die Königin der Augen aussindig machst, die heut Morgen in mein Zimmer drang, und doch meine Umarmung nicht dulden wollte.“ — Hierauf erzählte er Alles, was ihm begegnet war, und schloß mit einem kräftigen Eide, daß er keine Andere heirathen wolle, als die, welche er nur einmal gesehen habe, und die er doch immer lieben werde und müsse.

„Gott und die gütige Vorsehung mögen es verhüten!“ rief seine Schwester aus; denn obgleich sie nicht wußte, welcher Art die Erscheinung, die ihr Bruder erblickt, und ob es ein sterbliches Weib gewesen, oder nicht, so war sie doch nicht so starkgläubig, als Sir Guy. „Und selbst,“ fuhr sie fort, „wenn es ein sterbliches Geschöpf war, kann es da nicht eine gemeine Dirne, eine verworfene Kreatur sein?“

„Das gilt mir gleich,“ entgegnete Sir Guy; „sei sie keusch und rein, wie die Engel im Himmel, oder habe sie in Sünde und Schande gebadet, dennoch, das ist mein unabänderlicher Wille, wird keine

Andere meine Gattin, als sie.“ Und diesen Entschluß betheuerte und bekräftigte er mit so vielen Flüchen und Schwüren, daß ich sie hier nicht zu wiederholen wage.

Als er gegen Abend des nächsten Tages nach Hause ging, ward er durch einen plötzlichen wüthenden Sturm überrascht. Der ganze Himmel schien sich in Wasser und Feuer auflösen zu wollen, und die Leute hielten sich die Ohren zu, um durch das grause Geräusch des Donners nicht zu leiden. Dies war eben der Sturm, dessen sich viele jetzt noch Lebende sehr wohl erinnern werden; er folgte kurz auf die Proklamation unseres verstorbenen Königs Eduard, und während desselben ward der Thurm der St. Maria Woolnoth-Kirche durch den Blitz gespalten.

Sir Guy lief hastig seiner Wohnung zu, um diesem Ungewitter zu entgehen, und als er die Thür seines Hauses erreichte, sprang er so schnell hinein, daß er beinahe ein Frauenzimmer umgerannt hätte, das, den Kopf mit einem Tuche verhüllt, auf dem Flure stand. Als sie auf die Seite trat, ihm Platz zu machen, sah er sich nach ihr um, und — sah die schönen schwarzen Augen, die jedes fremden Glanzes zu spotten schienen, sah das blasse Gesicht mit dem Ausdrücke des Kammers in den Mienen, aber dennoch schöner als die Schönheit selbst, das er in seinem Zimmer vor seinem Bette gesehen hatte.

Starr, einer Bildsäule gleich, blieb er vor ihr stehen, sie aber bat ihn mit gefälligem Anstande, die Rückkehr ihres Dieners, den sie ausgeschiedt, ihr einen Wagen zu holen, hier abwarten zu dürfen. „Nur nach

Temple-Bar," sagte sie, „ist er gegangen, und muß daher ohne Zweifel bald zurück sein.“

Dringend bat Sir Guy sie nun, die Treppe hinauf zu steigen, und in seinem Zimmer die Ankunft des Wagens abzuwarten. Höflich, aber bestimmt lehnte sie das Anerbieten ab, und erklärte, hier unten auf ihren zögernden Diener harren zu wollen.

Während sie jetzt in ein Gespräch mit einander geriethen, blies der Wind mit aller Heftigkeit in das Haus, und warf endlich eine Hinterthüre, welche zu einem kleinen Garten führte, auf. Von beiden Seiten peitschte nun der Sturm auf sie ein, und warf selbst den Regen bis mitten in das Haus. Schon war die Dame von außen ganz benetzt, und noch immer kam der Wagen nicht; da wagte Sir Guy seinen Antrag noch einmal zu wiederholen, und jetzt ward er angenommen. Die Dame ging mit ihm die Treppe hinauf, sich dem gefährlichen Einflusse eines solchen Unwetters zu entziehen.

Als sie, in dem Zimmer angelangt, sich gesetzt hatten, bat Sir Guy höflich, das große Umschlagentuch abzulegen. Sie that es, und nun bemerkte er wieder, wie damals, die große Halskrause, über die er sich in seinem Traume so geärgert hatte; auch jetzt machte er den Versuch, sie ihr abzunehmen. Da malten wieder Schreck und Entsetzen sich in ihren Zügen, sie erhob beide Hände, die Krause fest zu halten, und in einiger Entfernung vernahm Sir Guy einen lauten Schrei, dem ähnlich, den er an jenem Morgen gehört; er glaubte aber, er rühre von irgend

seinem Vorübergehenden her, den der immer heftiger tobende Sturm in Gefahr gebracht habe, und achtete daher nicht weiter darauf. — Er machte keinen fernern Versuch, seinem schönen Gaste die Krause abzunehmen, doch dachte er anfangs darüber nach, was wohl der Grund eines so auffallenden Eigensinnes sei.

Bald war ein unterhaltendes Gespräch im Gange, und Sir Guy wußte während dessen nicht, solle er mehr die Schönheit, oder den reichgebildeten Geist, oder die liebliche Stimme der reizenden Unbekannten bewundern; ihre Sprache glich in seinen Ohren den lieblichsten Tönen des Gesanges. Mit jedem Blicke dieser glänzenden Augen, mit jedem Hauche, der über diese reizenden Lippen flog, gewann die Liebe mehr Gewalt über sein Herz. Wohl wußte er, daß Ort und Gelegenheit ihm nicht leicht wieder so günstig sein könnten, daher erklärte er seine Leidenschaft, und beschwor sie in den glühendsten Ausdrücken um ihre Gegenliebe.

Sie erröthete, erklärte sich beschämt und überrascht, und wies ihn zurück, aber mit Sanftmuth und Güte. Dabei behauptete sie jedoch beständig, daß sie von unbefleckter Tugend und redlicher Familie sei, und daß er sich ihrer also in dieser Hinsicht nicht zu schämen haben würde.

Durch dieß Betragen ermuthigt, drang er immer stürmischer in sie, und da weder ihr Bedienter, noch ihr Wagen kam, setzte er ihr ein Abendessen von gespickten Hühnern, Apfelsinen, Marzipan, Eingemachtem und andern Süßigkeiten, einen Becher Charmco und Zerecsect vor, und bescheiden nahm sie Theil daran.

Als dies geschehen, sagte sie: „Mein Bedienter, ein Erztrunkenbold, kommt nicht, der Sturm hat auch bedeutend nachgelassen, und es ist bereits spät geworden, daher erlauben Sie, daß ich Ihnen eine gute Nacht wünschen darf. Ich werde zu Fuß nach Hause gehen, sage Ihnen aber meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Aufnahme.“

Sir Guy war aber keineswegs willens, sie auf diese Weise fort zu lassen. Er führte sie zum Fenster, öffnete es und bat sie, die undurchbringliche Dunkelheit zu bemerken; zugleich machte er sie darauf aufmerksam, daß Sturm und Regen noch immer wütheten. In der That ward auch die Nacht nur dann und wann durch flammende Blitze erhellt, und bei diesem eben so plötzlich verschwindenden als erscheinenden Lichte sah man deutlich, wie das Wasser die Straßen erfüllte. Alles dies stellte Sir Guy als Grund auf, der Dame die Unmöglichkeit zu beweisen, heute noch ihre Wohnung zu erreichen; dann bot er ihr ein kleines Schlafgemach, welches sich über seinem eignen befand, für diese Nacht an, und sie, die keinen andern Ausweg sah, nahm es dankend an. Mit unwilligen Schritten, aber nicht ohne Hoffnung auf eine günstigere Zukunft, führte Sir Guy hierauf die schöne Unbekannte nach ihrem Zimmer, empfahl sie mit der Sorgfalt eines Liebenden dem Gotte des Schlafes und — entfernte sich angstbeflommen.

S kaum war er fünf Minuten in seinem eignen Zimmer, als er sich mit Schrecken daran erinnerte, daß er der Lady kein Licht gelassen habe. Die Gedanken über die Sonderbarkeit mit der Halskrause

aufgebend, ergriff er schnell ein Licht, und eilte hinauf zu seinem schönen Gaste. Er fand die Dame schon mit dem Auskleiden beschäftigt. Das Umschlages-
tuch und den Hut hatte sie bei Seite gelegt, und in reicher Fülle wallten die geringelten Locken über die
schneeweißen Schultern, und eines schien des andern
Reiz zu erhöhen. Was aber seine Augen am meisten
beschäftigte, war die Bemerkung, daß — sie die
Halskrause abgelegt habe. An deren Stelle jedoch
schlang sich ein schwarzes Sammtband, reich mit
Perlen und Hyazinthen gestickt um ihren Hals. —
Wie die früheren Male, so beschlich ihn auch jetzt
wieder der Wunsch, dies Halsband zu lösen; und
diesen Zweck zu erreichen, näherte er sich ihr. Da
malten Schreck und Entsetzen sich in ihren Zügen, sie
hob beide Hände empor, umschlang den Hals, und
in einiger Entfernung hörte Sir Guy abermals jenen
herzerreißenden Angstschrei. Aber er achtete dessen
nicht; es schien ihm, als hätten die Reize des holden
Geschöpfes durch die neue Lage noch gewonnen. In
seinen Augen war solche Schönheit nur bei himmlis-
chen Wesen denkbar, und mit verstärkter Gewalt zog
die Liebe in sein ungestüm pochendes Herz ein. Er
fiel ihr zu Füßen, betheuerte mit den heiligsten Eiden,
daß er sie heirathen wolle, bat sie, schon jetzt vor
den Augen des Himmels sein Weib zu sein, und bot
Alles auf, sie zur Erfüllung seiner Wünsche zu be-
wegen; selbst Thränen sparte er nicht.

So vielen Stürmen vermochte die Schöne nicht
zu widerstehen, und nicht länger wies sie ihn kalt
von sich zurück.

Früh am andern Morgen erwachte Sir Guy. Als er sahe, daß die Dame noch schlief, erinnerte er sich, daß er heute Morgen eine Summe Geldes empfangen sollte, die er gestern im Spiele gewonnen hatte. Er kannte seinen Schuldner nicht als zu pünktlich, daher glaubte er es rathsam, so bald als möglich die Erfüllung seines Versprechens von ihm zu verlangen, und überdies herrschte gerade jetzt in seiner Börse eine mehr als gewöhnliche Ebbe. Schweigend schlüpfte er daher aus dem Bette, kleidete sich an, und eilte nach der weißen Rose, in Charing-Cross. Wirklich empfing er das Geld, und während er hastig seiner Wohnung zuschritt, überlegte er bei sich, was er an Ringen, Puz, Bändern und Juwelen kaufen solle, um der eine Freude zu machen, die er seine süße Liebe, seines Lebens Leben nannte.

Sie nicht zu erwecken, öffnete er behutsam die Thür, und trat leise in das Gemach. Ihr voller, weißer Arm, den Venus selbst ihr hätte beneiden können, lag ausgestreckt auf der Decke des Bettes. Auf den Fehen schritt er näher, und ergriff die Hand, um sie zärtlich zu küssen, doch — sie war kalt, wie Eis; er fühlte nach dem Pulse, — er stand still; er ließ den Arm los, und regungslos fiel er nieder auf das Bette. Voller Entsetzen stürzte er zum Fenster, und riß die Gardinen aus einander, daß die glänzenden Strahlen der Sonne gerade auf das Bett schienen. — Gott der Gnade! — dort lag eine Leiche. — Die Augen, welche noch vor Kurzem mit solcher Zärtlichkeit auf ihn geblickt hatten, waren starr und glanzlos; die Zähne waren eng auf einander gebissen, die

Lippen bleich, das Gesicht todtensblaß, und aufgelöst hingen die Haare um den Kopf. — Alles schien auf einen peinvollen, doch plötzlichen Tod hinzudeuten.

Mit einem lauten Angstschrei stürzte Sir Guy aus dem Gemache des Todes, und begegnete seinem Wirthe, der über seine Angst im höchsten Grade erstaunt war, noch mehr aber, als er den Grund derselben vernahm. Er führte ihn sogleich mit sich nach dem Tempel, und suchte einen Chirurgus und Polizeioffizianten. Bald waren diese gefunden; sie verhafteten den Sir Guy auf der Stelle, und gingen dann mit ihm zu dem Gemache, in welchem die Leiche lag. Kaum aber erblickten sie dieselbe, als sie voller Angst und Entsetzen zurücktaumelten. Gott und alle Heiligen riefen sie zu ihrem Beistande an, und schrieten dann, wie aus einem Munde: „Das ist die Italienerin, welche an vergangenen Donnerstage gehangen ward.“ (Sie war die Geliebte des spanischen Gesandten; in einem Anfälle der Eifersucht hatte sie diesen erstochen, und darauf in Tybourn ihre Strafe erhalten.) Sie nahmen ihr nun das Sammtthaltsband ab, da — war die Haut unter demselben wund gerieben, und zeigte die deutlichen Spuren des tödtenden Stranges.

Sprachlos hatte Sir Guy einige Zeit auf den Körper hingestarrt, jetzt aber machte sich seine gepresste Brust durch einen tiefen Seufzer Luft; denn wohl erinnerte er sich in diesem Augenblicke, daß er seiner Schwester, als diese ihn bat, nie ein Weib zu heirathen, welches jener Erscheinung gliche, entgegnete: „Wahrhaftig, Alice, träte der Teufel selbst in so ver-

führerischer Gestalt zu mir, ich würde ihn heirathen.“ — Jetzt zitterte er bei dem Gedanken, daß irgend ein Dämon jene Hülle erborgt haben möge, um seine sündige Seele zu erbeuten.

Seit jener Zeit war sein Frohsinn verschwunden. Er ward trübe und mißmuthig, floh die Gesellschaft der Menschen, und wenn er allein und unbemerkt war, rieb er sich mit eigener Hand den Hals wund, daß er den Finger in die Wunde legen konnte, als wäre er selbst gehangen worden. So ward es immer schlimmer und schlimmer mit ihm, bis seine Verwandten sich endlich genöthigt sahen, ihn in ein Irrenhaus zu bringen. — Drei bis vier Wochen später gab er daselbst seinen Geist auf.

Ende des dritten Sträußchens.

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW**

**RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL**

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip-50m-8,'69(N881s8)458-A-31/5



3 1175 01202 080

Nº 665836

Vergissmeinnicht.

AY13

F73

v.3

ASSEX

**LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS**

